

Ulrich Johannes Schneider

Philosophie und Universität

Historisierung der Vernunft im 19. Jahrhundert



ULRICH JOHANNES SCHNEIDER

Philosophie und Universität

Historisierung der Vernunft
im 19. Jahrhundert

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1385-3

ISBN eBook: 978-3-7873-2556-6

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1999. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

VORWORT	IX
I. UNIVERSITÄTSPHILOSOPHIE. ERSTER VERSUCH	1
1. Der blinde Fleck der Universitätsphilosophie	2
2. Zu Ideologie und Genealogie der Universität	13
3. Zur Bedeutung des Ausdrucks »Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts«	29

DOZIEREN

II. DER PHILOSOPHISCHE UNTERRICHT AN DEUTSCHEN UNIVERSITÄTEN IM 19. JAHRHUNDERT	41
1. Die deutsche Universität als Institution des Philosophieunterrichts	44
a) Die institutionelle Einheit der deutschen Universitäten	47
b) Analyse der Vorlesungsverzeichnisse	60
c) Die Philosophische Fakultät	68
d) Die Dozenten	75
2. Die Gegenstände des philosophischen Unterrichts	81
a) Der Themenkanon der akademischen Philosophie	81
b) Veränderungen des Kanons	94
c) Die anderen Themen	101
3. Historisierung des philosophischen Unterrichts	103
a) Die Zunahme der historischen Veranstaltungen	103
b) Der Seminarunterricht	114
4. Zum Verhältnis von Kanon und Historisierung	119
5. Aufschlüsselung einiger Daten	128

III. DIE PHILOSOPHIEHISTORISCHE VORLESUNG UND DIE LEGENDE DER PHILOSOPHIE	151
1. Samuel Taylor Coleridge	158
a) Das Bild der Philosophie: Ambivalenz der Vernunft	159
b) Die rhetorischen Strategien der kommentierenden Ansprache ..	171
2. Victor Cousin	180
a) Das Bild der Philosophie: Absolute Gegenwärtigkeit	184
Exkurs I: Zum zeitgenössischen Anspruch des Eklektizismus ..	196
Exkurs II: Zum historischen Anspruch des Eklektizismus	202
b) Die Rhetorik einer Politik der Philosophie	207
3. Georg Wilhelm Friedrich Hegel	212
a) Das Bild der Philosophie: Prinzipien gestützt	216
b) Das Vor-Bild der Philosophie: Die Arbeit des Geistes	227
c) Die Rhetorik der philosophischen Definition	236

KOMMENTIEREN

IV. HISTORISIERUNG DER PHILOSOPHIE: DAS BEISPIEL SPINOZA	249
1. Spinoza in der Philosophiegeschichtsschreibung 1800–1850	257
a) Das Interesse am Wortlaut: Werkausgaben und Monographien	258
b) Die philosophiehistorische Interpretation: Spinozismus als Cartesianismus	264
c) Spinoza als Modell und Problem der philosophiehistorischen Interpretation	272
2. Spinozismus als Pantheismus	276
a) Pantheismus zwischen Religion und Religionskritik	277
b) Philosophie als »Welt-System« (Kuno Fischer)	281
c) »Die Tendenz der modernen Philosophie« (Johann Eduard Erdmann)	285
d) Das Mißverständnis der deutschen Spinoza-Rezeption	289
3. Spinoza in der »Philosophischen Bibliothek«	290
a) Spinoza in der Sprache Kants	293
b) Philosophie als Position	300
c) Die Kultur des Interesses an der Philosophie	307

V. BIBLIOGRAPHIE DER PHILOSOPHIEGESCHICHTEN 1810–1899 IN DEUTSCHER, ENGLISCHER UND FRANZÖSISCHER SPRACHE	317
1. Deutsche Philosophiegeschichten	325
2. Englische Philosophiegeschichten	341
3. Französische Philosophiegeschichten	346
*	
VI. UNIVERSITÄTSPHILOSOPHIE. ZWEITER VERSUCH	357
1. Universität und das Interesse an Philosophie	357
2. Philosophieunterricht	363
3. Historisierung der Vernunft	379
TEXTHINWEISE UND DANKSAGUNGEN	395
NAMENREGISTER	397

VORWORT

In den folgenden Untersuchungen geht es darum, die Gestalt des Universitätsphilosophen in der Tätigkeit des Forschens und Lehrens anzuerkennen und das Gleichbleibende oder doch nur langsam sich Ändernde seiner universitären Praxis zu beschreiben. Damit wird eine bislang ungeschriebene Geschichte der Universitätsphilosophie wenigstens angefangen; die mit Philosophie Beschäftigten können sich darüber hinaus eines Stücks ihrer eigenen Aktivität bewußt werden. Die Methoden der Untersuchung sind in den Kapiteln verschieden: Der einleitenden Problematisierung des Verhältnisses von Universität und Philosophie (I) schließen sich Ausführungen über Struktur und Praxis der philosophischen Lehrfähigkeit an. Darin öffnet die statistische Auswertung von Vorlesungsverzeichnissen das Problemfeld des philosophischen Unterrichts (II), der in bezug auf die philosophiehistorische Vorlesung exemplarisch und zugleich vergleichend analysiert wird (III). Unter dem Stichwort des Kommentierens wird die Textgebundenheit der Universitätsphilosophie behandelt, einmal anhand einer spezifischen Interpretationsgeschichte (IV) und zum anderen über die Rekonstruktion der historiographischen Produktion auf dem Gebiet der Philosophie (V). Überlegungen zum Philosophieunterricht und zur philosophiehistorischen Selbstrepräsentation konkretisieren abschließend die Bedeutung der Universität für die Philosophie auch im Kontext des gegenwärtigen Denkens (VI).

Die Methoden einer Geschichte der Universitätsphilosophie sind mit diesen Untersuchungen nicht erschöpft. Die Tätigkeiten der philosophischen Akademiker sind vielfältig und umfassen mündliche und schriftliche Äußerungen, politische und institutionelle Handlungen, professionelle und private Beziehungen etc. In jeder dieser Hinsichten können sie im zeitlichen Zusammenhang mit sowohl nationalen als auch internationalen Tendenzen und im Hinblick auf Traditionen literarischer, rhetorischer und wissenschaftlicher Formen beschrieben werden. Das 19. Jahrhundert bietet einer Geschichte der philosophischen Praxis noch ein weites Feld, das mit der hier vorgelegten Arbeit nur teilweise beschränkt ist.

Die Probleme einer methodisch unterschiedlich verfahrenen und bewußt ausschnittweisen Behandlung der neueren Philosophiegeschichte sind dem Verfasser dieser Arbeit bewußt. Auch steht die Entscheidung, die Philosophie aus den Universitäten gleichsam herauszugreifen und ihre Geschichte als die eines Universitätsfachs zu erzählen, in der doppelten Gefahr, einerseits die Dynamik

der Theoriebildung auszublenden, und andererseits die auf diese Theoriebildung einwirkenden Kräfte, Interessen und Rücksichten zu unterschätzen. Gewonnen wird allerdings durch den gewählten Ansatz einer praxisnahen Beschreibung die Möglichkeit einer gewissen reflexiven Distanz zu gängigen Bildern der Philosophiegeschichte. Üblicherweise ist die Philosophiegeschichtsschreibung an disziplinimmanenten Fragestellungen interessiert und besitzt damit ihre wichtigste Funktion innerhalb des Faches selbst. Es ist dieser Charakter der Stützung des Faches durch die Erzählung einer von allen Spuren der Praxis gereinigten Philosophiegeschichte, den die folgenden Untersuchungen verständlich machen. Sie können somit auch als Analyse der universitätsphilosophischen Reproduktion mittels Historisierung gelesen werden: Die Historisierung wird als die hauptsächliche Tendenz der Unterrichtung der Philosophie herausgestellt (II), in einigen Mustern der philosophiehistorischen Lehre nachgezeichnet (III), durch ein Beispiel für die historische Konstruktion von Philosophie illustriert (IV) und zugleich in der bibliographischen Referenz dieser Aktivitäten etabliert (V). Das Bild der Philosophiegeschichte, das im wissenschaftlichen Arbeiten und im Unterricht maßgebend ist, muß selbst als Produkt von Forschung und Lehre aufgefaßt werden.

Es wäre ein Erfolg dieser Untersuchungen, wenn sie zu anderen Forschungen über die Universitätsphilosophie anregen. Weder eine Reform der Universität noch eine Erneuerung der Philosophie sollten ohne ein Wissen auskommen, das die Praxis beschreibt, in der beide zusammenwirken.

Berlin und Leipzig, im Januar 1999

Ulrich Johannes Schneider

I. UNIVERSITÄTSPHILOSOPHIE. ERSTER VERSUCH

Im Bild der europäischen Philosophie verdrängen Idee und Anspruch des philosophischen Arguments jederzeit die Praxis der Vermittlung und der Verwirklichung von Philosophie. Es ist dies ein leiser Triumph, der in der täglichen Arbeit von akademischen Arbeitern gefeiert wird, die sich um die Helden ihrer Disziplin bemühen, ihnen aber nicht ebenbürtig sein wollen oder können. Der Ort der Heldenverehrung für die europäische Philosophie ist seit fast zweihundert Jahren die Universität – neben der Schule (etwa in Frankreich) und der allgemeinen Literatur. Die Universitätsphilosophie als Produktionsstätte dessen, was wir für Philosophie halten, ist bislang nicht erforscht worden, eben aus dem Vorurteil heraus, es gäbe keine philosophische Praxis, die nicht in den Idealen der Disziplin selbst vorgezeichnet sei. Den Ort der philosophischen Rede unabhängig von ihren Präentionen zu bestimmen, gilt heute nicht als philosophische Aufgabe.

Die enorme Bedeutung der Universität für die Philosophie rührt daher, daß auch noch die Dissidenten der Disziplin Vorlesungen und Seminare besucht haben, daß niemand an dem Begriff von Philosophie vorbeigehen kann, der dort immer wieder neu als lernbares Wissen zugerichtet wird. So gibt es beamtete und angestellte Philosophen, die das Privileg genießen, dem freien Denken nachzugehen und andere dazu anzuleiten, und die sich zugleich davon zu dispensieren suchen, indem sie sich Traditionen verschreiben, Schulen bilden und ihre Sprache zum Jargon mutieren lassen. Mit dem Epigonentum in der Philosophie scheint die Hypertrophierung ihrer bloßen Idee verbunden, wovon sich der Blick auf die Realitäten des Berufs kaum zu befreien vermag. Zwar läßt es sich billig zum pädagogischen Überschwang jedes Lehrers rechnen, daß ihn seine soziale, institutionelle und kommunikative Stellung nicht interessiert, daß er nicht reflektiert, wo und wie er spricht, weil es ihm fern seiner Aufgabe zu liegen scheint, fern seinem Sich-selbst-Aufgeben im Interpretieren, und erst recht fern dem »eigenen« Philosophieren. Mit dieser Konzession aber hat man das Problem der Universitätsphilosophie nur noch dringlicher gestellt, nicht gelöst. Es ist das Problem einer postulierten Durchsichtigkeit der philosophischen Praxis für die Philosophen selbst, denen das, was sie tun, nicht Spiegel dessen wird, was sie denken.

1. *Der blinde Fleck der Universitätsphilosophie*

Wie Philosophen sich selber sehen, was sie über ihre intellektuelle Entwicklung sagen, mag schon länger Gegenstand einer gewissen Neugier gewesen sein; erst im 20. Jahrhundert jedoch haben die professionellen Denker diesem Interesse für die Geheimnisse ihres Tuns ein wenig nachgegeben. Die Rede ist nicht von buchstarken Autobiographien und extensiver Selbstanalyse, sondern von kleinen Essays für ein allgemeines Publikum. Manchmal sind es Lexikoneinträge, für die der besprochene Autor selbst ein paar Absätze beisteuert, oder Interviews, bei denen die philosophische Rede im Medium der Frage gebrochen wird und dadurch zugänglicher erscheint. Insgesamt handelt es sich um eine kleine Literaturgattung, die an wenige große Namen gebunden ist und meist auf einen Anlaß (Jubiläum, Festschrift) oder auf die Einladung eines Herausgebers zurückzuführen ist. Ob Bescheidenheit oder die eitle Hoffnung, andere über sich schreiben zu sehen, für diese relative Zurückhaltung ausschlaggebend ist, bleibt unentscheidbar; Philosophen sind offenbar, anders als Wissenschaftler und Schriftsteller, einer öffentlich vorgetragenen Selbstbeschreibung wenig zugeneigt.

Aus den immerhin vorhandenen Texten unseres Jahrhunderts stechen zwei Sammlungen hervor, die Anspruch auf Repräsentativität erheben. Die erste Sammlung ist in den zwanziger Jahren unternommen worden und heißt *Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, erschienen von 1921 bis 1927 im Meiner Verlag. Hier gibt es in sieben Bänden 48 Selbstporträts zu lesen.¹ Die zweite Sammlung wird von der UNESCO unterstützt und erscheint seit 1975 als mehrsprachige Reihe im Verlag Peter Lang unter dem deutschen Titel *Philosophische Selbstbetrachtungen*. In bislang vierzehn Bänden haben 108 international renommierte Philosophen über sich selbst Auskunft gegeben. Beim Durchblättern dieser im Abstand von mehr als fünfzig Jahren publizierten autobiographischen Versuche bestätigt sich ein Verdacht, den zu hegen allerdings keine große Phantasie erfordert: Philosophen sind Universitätsphilosophen. Erstaunlich immerhin, daß diese Tatsache in den Texten selbst kaum Berücksichtigung findet. Das mag damit zu tun haben, daß es einerseits selbstverständlich ist, Philosophen als Universitätslehrer arbeiten zu sehen, und daß dies andererseits der philosophischen Arbeit im engeren Sinn nicht zugerechnet wird. Dazu kommt, daß aufsatzlange »Selbstbetrachtungen«

¹ Herausgeber war der Verlagsmitarbeiter Raymund Schmidt. Sein Unternehmen wurde von Ludwig J. Pongratz neubelebt, vgl. die von ihm im Meiner Verlag herausgegebene Sammlung *Philosophie in Selbstdarstellungen*, 3 Bde., Hamburg 1975–1977, mit 23 Autoren aus dem deutschen Sprachraum.

einfach zu kurz sind, um auch noch die allgemeinen Bedingungen der eigenen Tätigkeit zu reflektieren. Akademiker neigen offenbar dazu, ihre Karriere mit den Thesen der eigenen Texte und mit der darauf bezogenen wissenschaftlichen Anerkennung gleichzusetzen, und folglich glauben sie, alles Wesentliche über sie ließe sich nachlesen bzw. aus weithin bekannten Debatten rekonstruieren. Dann wäre in der Tat jedes weitere Wort in eigener Sache überflüssig und stellte nur eine Krücke dar für den gemeinen Verstand, der philosophischen Ideen sowieso kaum zu folgen vermag. So gesehen besteht kein Anlaß zum Wundern, wenn Universitätsphilosophen den Hinweis auf ihre institutionalisierte Stellung und ihre Professionalität durchweg für unwichtig halten.

Es ist aber vermutlich mehr als Abneigung und Unvermögen, wenn Philosophen, die auf ihre Tätigkeit angesprochen werden, auf die Ebene des Anspruchs springen. Offenherzig zeigt das der polnische Philosoph Adam Schaff in seiner Betrachtung zum Thema »was Philosophen tun«. Man könne natürlich auf die tatsächlich existierenden Philosophen und ihre Tätigkeit verweisen, räumt Schaff ein, und so einen gewiß zutreffenden Befund formulieren. Er setzt hinzu: »aber das hilft uns nicht zu erklären, was Philosophie ist« – das heißt: was Philosophie eigentlich ist oder sein soll.² Schaff geht es beim Thema »was Philosophen tun« um die »Natur philosophischer Sätze«, nicht um die Geschichte ihrer Produktions- oder Rezeptionsweisen.³ Auch die anderen Philosophen scheinen auf ein Reich eigener Sätze und Aussagen Anspruch zu erheben, ohne ihr Operieren darin und die Prozeduren seiner Durchsetzung interessant zu finden.⁴ Eine Art Schweigerecht im Hinblick auf die Arbeit im Hintergrund von Publizieren und Dozieren wird den Philosophen auch vom allgemeinen Publikum zugebilligt, das auf gipfelgleiche Spitzthesen hofft und von den Mühen der Ebene nichts hören will.

Nun wäre es naiv zu denken, das Geheimnis um das »wahre Wesen« des Philosophierens ließe sich einfach lüften. Das geht so wenig wie bei Literatur, Wissenschaft und Kunst. Die Philosophie kann niemals restlos »aufgeklärt« werden, weil das ihren Ausdruck selbst gefährden würde, der, insoweit er aus Kreativität lebt, irreduzibel ist. Was Menschen zu Philosophen macht, sind zu einem guten Teil Erfahrungen, die in einem emphatischen Sinn nicht geteilt werden können. Hier bleibt ein Geheimnis bestehen, dem ein Schweigen korrespondiert,

² A. Schaff, »What philosophers do«, in: *Philosophes critiques d'eux-mêmes. Philosophers on their own work. Philosophische Selbstbetrachtungen*, hg. v. André Merier und Maja Svilar, Bd. 2, Frankfurt am Main 1976, S. 221: »pointing to persons who engage in philosophy professionally [...] would certainly be correct, but [...] it would not help us explain what philosophy is«.

³ Vgl. ebd., S. 229.

⁴ Vgl. den Titel einer neuen Sammlung *Was die Welt im Innersten zusammenhält. 34 Wege zur Philosophie*, hg. v. Christiane und Michael Hauskeller, Hamburg 1996.

das kein Verschweigen ist, sondern Anzeige der Unmöglichkeit einer befriedigenden Auskunft.

Aber wie steht es um den eigentümlichen blinden Fleck der philosophischen »Selbstbetrachtungen«, worin die beruflichen Karriereschritte keine sichtbaren Elemente der intellektuellen Biographie, nicht einmal eine eingeräumte Dimension des geistigen Lebensentwurfs ausmachen? Sicher ist dieses Schweigen nichts Grundsätzliches, deckt kein kulturelles Apriori und kann auch keine Aufklärung hindern. Gleichwohl berührt es den Begriff der Philosophie. Wenn Philosophen sich nicht als Universitätsphilosophen ausweisen, weil sie die akademischen Aufgaben nicht als philosophische Tätigkeiten anerkennen, dann drückt sich darin ein begriffliches Dilemma aus, insofern unter »Philosophie« sehr viel und unter »Universitätsphilosophie« sehr wenig verstanden wird. Kurz gesagt: Universitätsphilosophie ist bislang etwas, mit dem man sich nicht identifizierte, weil niemand die universitätsphilosophische Arbeit als eine Form des Philosophierens reflektiert hat.

Zutreffend ist vielmehr, daß Universitätsphilosophie etwas war und ist, womit Philosophen sich gleichsam situativ identifizieren mußten, entweder aus selbstaufgelegtem Zwang, weil sie die ganze Institution Universität auf den Begriff zu bringen suchten, oder aber, weil sie in kritischer oder polemischer Absicht von anderen als Bewohner des Elfenbeinturms angegriffen wurden. Für die positive Identifizierung ist Karl Jaspers ein gutes Beispiel, denn er hat besonders nachdrücklich die Idee der Universität überhöht und philosophisch geweiht. Er leitet sie nämlich aus dem »Pathos zur Objektivität« bzw. dem »Grundwillen des Menschen, das grenzenlose Wahrheitssuchen um jeden Preis zu wagen« bzw. aus dem »ursprünglichen Wissenwollen« ab – das sind drei Formulierungen aus den drei Fassungen seines Legitimierungsversuchs der Universität als ganzer.⁵ Das Lob der Institution veredelt jede Praxis zum Projekt und vergißt im Pathos der Zwecke die Analyse der Mittel. In dieser Panegyrik des Katheders sind nicht wenige Jaspers vorangegangen; andere folgen ihm darin noch heute.

Die weitaus häufigere Identifizierung von Philosophie als Universitätsphilosophie geschieht allerdings kritisch – wie in der Soziologie – oder polemisch – wie im Diskurs der Ausgeschlossenen, der Wissenschaftsfeindlichen, der Institutionsverächter und in den banalen Kundgebungen mißvergnügter Neider und

⁵ K. Jaspers, Die Idee der Universität, dreimal in Berlin erschienen: 1923, 1946, 1961. Es handelt sich um drei nur zum Teil identische Texte, in denen das zentrale Kapitel über »Die Aufgabe der Universität« eingeleitet wird durch eines über »Geist. Bildung. Wissenschaft« (1923), »Das geistige Leben« (1946) bzw. »Vom Wesen der Wissenschaft« (1961). Die Zitate finden sich in: 1923, S. 15; 1946, S. 10; 1961, S. 41.

pedantischer Gelehrtenhasser. Einige dieser Charakteristika treffen auf Arthur Schopenhauer zu, der bekanntlich als einer der ersten den Ausdruck »Universitätsphilosophie« prägte und sogleich wortgewaltig mit Verachtung füllte.⁶ Kein Wunder also, wenn ein derart pathetisch überhöhter bzw. negativ besetzter Begriff bisher nicht zur neutralen Beschreibung benutzt wurde.

Die üblichen Verwendungsweisen des Ausdrucks »Universitätsphilosophie« und dessen gespanntes Verhältnis zu dem, was für Philosophie gehalten wird, indizieren also eine Unklarheit des Ausdrucks selbst. Man kann es den Philosophen nicht anlasten, daß sie die ausholende Reflexion der alltäglichen Arbeit eines Philosophen in Lehre und Forschung vermeiden, weil sie den Standpunkt noch finden müßten, der den Blick darauf erlaubte und der überhaupt erkennbar werden ließe, was sie als Universitätsphilosophen tatsächlich tun. Für die Universitätsphilosophie müßte das ein Standpunkt mit weiter Perspektive sein, denn die Nähe der europäischen Philosophie zur Universität datiert nicht erst seit gestern. Gerade das historische Gewicht aber macht den Begriff schwer und gewissermaßen unhandlich. Nicht weil es klar vor Augen liegt, was Universitätsphilosophie sei, sondern weil es sich dabei um ein komplexes und in einem Blick nicht zu erfassendes Phänomen handelt, wird ihre kritische Reflexion unterlassen. Das wiederum haben die apologetischen und die polemischen Definitionen der Universitätsphilosophie immer schon berücksichtigt und vermeiden ein genaues Abwägen der Aspekte, indem sie nicht selten unscharfe Bilder sowohl der Universität als auch der Philosophie ineinanderblenden. So verschwimmt die zwischen Philosophie und Universität bestehende Verbindung und wird bis heute als eine Art unbegreifliches Band angesehen, etwas Offensichtliches und zugleich Unfaßbares, ein gleichsam Ineinandergewachsenes, zu dem keine Distanz gewonnen werden kann.

Man könnte diese Eingangsüberlegungen auch anders beginnen und einfach historisch von der unbestreitbaren Tatsache ausgehen, daß Philosophie seit dem 19. Jahrhundert eine akademische Disziplin bzw. ein universitäres (und gelegentlich auch schulisches) Fach ist. Diese Feststellung ist gewiß weniger durch philosophische Reflexion als durch historische Beschreibung oder soziologische Analyse zu erhärten, da nicht sie so sehr individuelle Leistungen als vielmehr das Funktionieren des »philosophischen Geschäfts« betrifft. Der Blick aufs Ganze würde zugleich die Philosophie partikularisieren. Man könnte so die Fachphilosophen und ihren blinden Fleck generell damit entschuldigen, daß sie die Welt der Wissenschaft nur im Ausschnitt wahrnehmen, folglich auch sich

⁶ A. Schopenhauer, »Über die Universitätsphilosophie« [zuerst 1851], in: Sämtliche Werke, Bd. 4, Stuttgart und Frankfurt am Main 1984, S. 171–242.

selbst nur unvollständig verstehen. Denn der umfassende Philosophiebegriff, der dem Anspruch der Philosophen entspricht, ist hier gewissermaßen eingeklammert zugunsten eines historisch-konkreten Philosophiebegriffs, der als Gegenstand des Wissenschaftshistorikers taugt. Damit soll keineswegs gezeugnet werden, daß eine Spannung zwischen beiden besteht. Wie der Philosoph, so bringt auch der Wissenschaftshistoriker eine Unterscheidung zwischen »Philosophie« und »Universitätsphilosophie« in Anschlag. Er hält sie nicht begrifflich wie zwei getrennte Welten auseinander, läßt sie aber auch nicht historisch einander decken. Es gibt ja Philosophie außerhalb der Universität und Universität jenseits von Philosophie. Mit einem wissenschafts- und universitätshistorisch konkretisierten Begriff der Universitätsphilosophie wäre allerdings gewonnen, daß man beschreibbare Umstände ins Auge faßt, statt selbstinduzierte Ideale.

Folgt man dieser Orientierung, gerät man vor das Problem einer neutralen Charakterisierung des universitätsphilosophischen Tuns quer durch alle philosophischen Richtungen. Hier bietet sich die Hypothese an, Universitätsphilosophie produziere philosophisches Wissen. Anders gesagt: Was Philosophen verschweigen und was auch die Philosophiegeschichten im Dunkeln lassen, ist die Transformation der Philosophie in philosophisches Wissen. Philosophie wird an der Universität als ein bestimmtes Wissen gelehrt, gelernt und geprüft, und das in einer Intensität, die bis in die Reflexionen über das Philosophieren und die Vorstellungen vergangener Philosophie reicht. Das wissenschaftliche Bild der Philosophie erscheint aber nicht nur in der Perspektive des Historikers, es gilt auch als Selbstbild der akademischen Disziplin. Die Rolle des Philosophen differenziert sich entsprechend in die des Lehrers und Erforschers philosophischen Wissens. Zumindest konstituieren in der modernen europäischen Universität gerade diese Tätigkeiten die spezifische Professionalität des Philosophen.

Zwar hat es den privatisierenden und sich der Institution verweigernden Denker immer gegeben, man denke an Baruch Spinoza im 17. oder Johann Georg Hamann im 18. Jahrhundert, Sören Kierkegaard im 19. oder Jean-Paul Sartre im 20. Jahrhundert. Aber dieser Typ intellektueller Existenz wird radikal marginalisiert, sobald die Universitätsphilosophie zu erstarken beginnt. Noch für das 18. Jahrhundert gilt, daß die europäischen Universitäten mit Akademien und gelehrten Gesellschaften konkurrieren mußten. Seit dem 19. Jahrhundert allerdings läßt sich für Philosophen, zuerst und am stärksten in den deutschen Ländern, die Universität so wenig vermeiden wie für Musiker das Orchester. Existentiell, aber auch praktisch und disziplinar ist die Arbeit in der Universität längst mehr als ein Mittel zum Zweck der Philosophie, sie ist deren Bedingung.

Was der Historiker der Universitätsphilosophie in den Blick nehmen muß, sind also die Funktionen der Philosophen als Angehörige einer »gelehrten Klasse«. Auch für die Universitätsphilosophie gilt, was man in anderen Fachrichtun-

gen nachgewiesen hat, daß die Spezialisierung im Können mit dem Prozeß der Disziplinbildung einhergeht, daß wissensmäßige und soziale Differenzierung parallele Phänomene darstellen.⁷ Die Universität bildet einen durch vielfältige fachliche Ausbildung gesellschaftlich herausgehobenen Tätigkeitsbereich, und eine fachspezifische Kompetenz ist es auch, was Universitätsphilosophen besitzen und investieren, womit sie konkurrieren und auf Wirkung setzen. Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Rhetorik sind ihre Instrumente sowohl auf dem Feld der Forschung wie auf dem Acker der Lehre. Ob sie durch ihr Wissen Kollegen ausstechen oder damit Studenten inokulieren – Universitätsphilosophen leben durch das Wissen, das sie erwerben und weitergeben.

Wenn der Historiker der Universitätsphilosophie bis hierher dringen kann, bis zur Bestimmung einer äußerlich eingrenzbaaren Fachdisziplin, hat er auch schon den Punkt seines Versagens erreicht. Sobald man nämlich das philosophische Wissen nicht inhaltlich bestimmt, wie es die Philosophen selbst tun, sondern als Mittel ihrer Selbstbehauptung untersucht, greift die Dialektik des Wissenserwerbs und zwingt zur Berücksichtigung der in der pädagogisch-akademischen Vermittlung von Kenntnissen wirksamen Antagonismen. Wissen, auch philosophisches, kann man nicht gegenständlich nehmen, ohne die Motive aus dem Blick zu verlieren, die seine Gewinnung, Aufbereitung und Verbreitung tragen, und ohne das Bedürfnis zu ignorieren, das nach ihm verlangt, wie kulturell vermittelt auch immer. Wenn Universitätsphilosophen ein bestimmtes Wissen hervorbringen, einsetzen und verlangen, dann im Angesicht von Nichtwissen, Ignoranz oder Unaufgeklärtheit, die ihnen nicht nur gegenüberstehen, sondern von denen sie zugleich abhängen und auf die sie sich beziehen. Die fachlich versierte Philosophiegelehrsamkeit steht aufgrund ihrer akademischen Etablierung in einem Spannungsverhältnis, das man Bildung nennen kann, zu einem breiten Publikum, das innerhalb der Institution durch die Studentenschaft, außerhalb davon durch die interessierte Leserschaft vertreten wird. Das Interesse am philosophischen Wissen ist so seit dem 19. Jahrhundert spezifisch institutionell geprägt; es ist aber darum nicht als statische Größe zu nehmen.

Die Grenzen der historischen Beschreibung sind also schnell erreicht, wenn es um den Einsatz des universitätsphilosophischen Wissens geht, nicht mehr nur um dessen förmliche Feststellung. Wissenvermitteln und Wissenwollen sind Modifikationen des Wissens selbst und treten gleichwohl innerhalb der Universität als gleichsam selbständige Größen auf. Auch das philosophische Wissen wird gebildet und erscheint doch institutionell besondert. Die Sprache ist dafür

⁷ Vgl. Rudolf Stichweh, »Bildung, Individualität und kulturelle Legitimation«, in: Jürgen Fohrmann und Jürgen Voßkamp (Hg.), *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, München 1990, S. 99–112.

ein guter Indikator. Als Universitätsdisziplin muß die Philosophie eine Spannung zwischen der Begrifflichkeit ihres wissenschaftlichen Ausdrucks und der außerhalb der Universität gängigen Umgangssprache aushalten. Eine solche Spannung zwischen allgemeiner Verständlichkeit und wissenschaftlicher, also terminologischer Verständlichkeit hat Kant schon am Ende des 18. Jahrhunderts eingeräumt, als er über die Vermittlung von Metaphysik schrieb: »Hier ist an keine Popularität (Volkssprache) zu denken, sondern es muß auf scholastische Pünktlichkeit, wenn sie auch Peinlichkeit gescholten würde, gedrungen werden (denn es ist Schulsprache): weil dadurch allein die voreilige Vernunft dahin gebracht werden kann, vor ihren dogmatischen Behauptungen sich erst selbst zu verstehen.«⁸

Das Problem ist nicht nur eines der Kommunikation philosophischer Einsicht. Es ist im philosophischen Nachdenken vielmehr oft der Wille maßgebend, die Ausdrücke des täglichen Lebens in ihrer Bedeutsamkeit zu steigern, und diese Absicht kann in die Ausarbeitung einer Begriffssprache umschlagen. Es gibt hier also auch ein Problem der *Gewinnung* philosophischer Einsicht. Denn es tritt zu dem Willen nach begrifflicher Klarheit in der Universität das Bestreben hinzu, durch Fachwörter und künstliche Ausdrücke den Schein einer weitgehenden Abtrennung des wissenschaftlichen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch herbeizuführen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts konnte Rudolf Eucken der an der Universität gelehrten Philosophie eine Tendenz zum Unpopulären und Abgehoben-Unverständlichen attestieren, ja dies als ein Kennzeichen der Universitätsphilosophie herausheben.⁹ Es ist schwer auszumachen, inwieweit diese Tendenz fachwissenschaftlicher Spezialisierung auf der Ebene der Terminologie mit der begrifflichen Durcharbeitung der gesprochenen Sprache kongruiert, die in der Philosophie an üblichen und verständlichen Ausdrücken – wie »wahr«, »vernünftig«, »wirklich«, »gut« usw. – geübt wird. Unvermeidlich jedenfalls ist die Anreicherung der philosophischen Sprache durch wissenschaftliche Begriffe ein Byproduct des Forschungsideals präziser Definition. Sie stützt zugleich das Unterrichtsidiol einer erhabenen Ausdrucksweise und erscheint schon aus pragmatischen Gründen dem Lehrer der Philosophie wie dem Schüler attraktiv. Die europäische Kultur des Strebens nach individueller Auszeichnung durch eigene Arbeit führt im sprachlichen Ausdruck oft zum absichtsvoll Esoterischen, manchmal zum offenbar Lächerlichen. Nichtsdestotrotz gehört es zum Unter-

⁸ I. Kant, »Vorrede« zur Metaphysik der Sitten [1797], in: Kants Werke, Akademie-Textausgabe Bd. VI [1907], Berlin 1968, S. 206.

⁹ Vgl. R. Eucken, Geschichte der philosophischen Terminologie, Leipzig 1879, Nachdruck Hildesheim 1964, S. 158, 178.

richtsdialog, einerseits Befriedigung durch Brillanz im Vortrag zu erreichen bzw. andererseits sprachliche Muster zu internalisieren, um die Autorität des Gesagten gleichsam zu verinnerlichen. Soziologisch hat man sicher nicht unbegründet vermutet, daß das Fach Philosophie auch deshalb beliebt sei, weil hier die rhetorische Mimesis allein schon einen großen Gewinn an symbolischem Kapital verspricht.¹⁰ Man kann aber noch weiter gehen und die Soziologie des parasitären Verhaltens akademischer Sprachspieler jenseits subjektiver Absichten als Einsicht in die tragische Struktur einer als Fachdisziplin verselbständigten Philosophie verstehen, eine Einsicht, die Georg Simmel in der Formulierung ausspricht, daß sogar die Sprache als fremde Macht erscheinen kann, die »unsere innersten Gerichtetheiten verbiegt und verstümmelt«.¹¹

Das komplizierte Verhältnis der fachwissenschaftlichen Ausdrucksweise der Universitätsphilosophen zu dem, was man lediglich ungefähr den alltäglichen Sprachgebrauch nennt, wird prägnant konturiert, wenn man die fast selbstverständliche Verachtung des ungelehrten, populären Wissens betrachtet, die innerhalb der Universitätsphilosophie herrscht. Dort nämlich baut sich schnell die Illusion auf, alle Begriffe könnten strikt terminologisch genommen und mit Rücksicht auf autoritative Formulierungen allein diskutiert werden. Der französische Philosoph Gilles Deleuze hat diese Selbstverständlichkeit gesprächsweise als Entmündigung karikiert, die an den Studenten sozusagen täglich vollzogen wird: »Du wirst doch wohl nicht wagen, in deinem eigenen Namen zu sprechen?«¹² Die Last des Gelernten motiviert den unter ihr Leidenden nicht selten zu arroganter Verachtung derer, die sie nicht tragen, und provoziert die bizarre Konstruktion des Unverbildeten vom Katheder aus. Der norwegische Philosoph Arne Naess hat schon als Student beobachtet, daß von der Warte der Begriffswächter aus jeder abweichende Gebrauch als suspekt gilt. Naess lernte rasch der philosophisch-wissenschaftlichen Antizipation gewöhnlichen Denkens zu mißtrauen, weil er fand, daß beiläufige Urteile von Philosophen über den Alltagsverstand keinerlei empirische Basis hatten.¹³ In einer eigens gegen diese gelehrte Anmaßung angestrebten Untersuchung hat Naess thematisiert, was Nicht-Philosophen unter Wahrheit verstehen, und konnte keines der univer-

¹⁰ Vgl. Charles Soulié, »Anatomie du goût philosophique«, in: Actes de la Recherche en Sciences Sociales 109 (1995), S. 6.

¹¹ G. Simmel, »Der Begriff und die Tragödie der Kultur«, in: ders., Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur, hg. v. Rüdiger Kramme und Otthein Rammstedt (Georg Simmel Gesamtausgabe Bd. 14), Frankfurt am Main 1996, S. 403.

¹² G. Deleuze, Unterhandlungen, Frankfurt am Main 1993, S. 15f. Vgl. eine ähnliche Passage in G. Deleuze und Claire Parnet, Dialoge, Frankfurt am Main 1980, S. 20ff.

¹³ Vgl. A. Naess, »Wie sich meine Philosophie entwickelt zu haben scheint«, in: Philosophische Selbstbetrachtungen [Anm. 2], Bd. 10 (1983), S. 240f.

sitätsphilosophischen Vorurteile bestätigt finden.¹⁴ Für Naess ist es ein Problem der philosophischen Kultur, wenn Philosophen in ihrer Rede ungesichert über den Bereich nachprüfbaren Wissens hinausgreifen. Es ist die im akademischen Jargon angelegte Wissensüberhöhung zuletzt ein spezifisches Problem der universitätsphilosophischen Kultur und ihrer auch sozial nur indirekt, das heißt institutionell vermittelten Bedeutung.

Aus den angeführten Befunden ergibt sich eine entscheidende Einschränkung jeder historischen Beschreibung der Universitätsphilosophie. Denn für die Philosophie bedeutet ihre Verortung in der Universität – das zeigen die hier in aller Kürze angesprochenen Probleme – eine Aufladung mit der epistemischen und gesellschaftlichen Spannung von Innen und Außen, welche die Institution am Leben erhält. Was an universitätsphilosophischer Praxis in den Blick genommen werden kann, kann nicht nach festen Werten gemessen werden, weil es eben diese Spannung moduliert. Die Rolle des Philosophen als Forscher, Lehrer, Prüfer und Fakultätspolitiker ist in der Universität in variable Verhältnisse eingebettet, die er zu Studenten, Examenskandidaten, Kollegen und dem allgemeinen Publikum einnimmt. Daher genügt es strenggenommen nicht, den Inbegriff aller universitätsphilosophischen Aktivitäten zu fassen, um die Dimension der Praxis auszuloten, welche die Philosophie in der Universität bestimmt. Die Kultur der Erziehung und Bildung, sobald sie einmal den Grad institutioneller Ausdifferenzierung erreicht hat, der im 19. Jahrhundert mit der etablierten Universität bezeichnet ist, verbindet und trennt Wissende und Nichtwissende in mehrfacher Hinsicht. Soziologie, Sozialgeschichte, politische und Religionsgeschichte, Psychologie und andere Methoden sind je für sich ungenügend, die Spannungsverhältnisse zwischen Innen und Außen auszumessen. Was in der philosophischen Selbstreflexion dem blinden Fleck entspricht, ist im historischen Diskurs eine in die Vergegenwärtigung gleichsam eingebaute Ausblendung der Spannungsquelle. Anders gesagt, die historische Thematisierung der Universitätsphilosophie kann selbst nur entweder von außen oder von innen artikuliert werden und bleibt so nicht allein einseitig, sondern steht in der Gefahr, die Rolle des wissenschaftlichen Wissens und der Bildungsinstitutionen überhaupt zu simplifizieren. Teile der universitätsphilosophischen Praxis lassen sich sicher in fest umrissenen Beschreibungen erfassen, es bleibt aber die Frage, ob sich die Praxis als solche überhaupt historisch begreifen läßt.

Pierre Bourdieu hat jüngst die Dialektik einer objektivierenden wissenschaftlichen Rede über wissenschaftliches Tun zur Sprache gebracht, bei der das genetisch-dynamische Moment, das getroffen werden soll, sich immer wieder ent-

¹⁴ Vgl. A. Naess, »Truth« as conceived by those who are not professional philosophers«, in: Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo, Skrifter II, Hist.-Filos. Klasse No. 4 (1938), bes. S. 15–17.

zieht.¹⁵ Eben dieser Dialektik unterliegt auch die hier angesprochene historische Annäherung an die Universitätsphilosophie, wenn sie zur Festschreibung dessen wird, was innerhalb der Universität an Philosophie anzutreffen ist. Die historisch-positivistische Beschreibung der Universität partizipiert, wenn sie nicht naiv sein will, an den dort entwickelten Erkenntnisweisen und verfällt darum leicht dem Irrtum, mit bloßer Feststellung die ganze Erklärung zu geben. Gerade aber wenn es darum geht zu artikulieren, was als Praxis des akademischen Lebens und Denkens verdrängt und vergessen ist, muß man die spezifische Produktivität in den Blick nehmen, in der dieses Leben und Denken besteht. Man muß weitergehend auch die Bedürfnisse und Interessen zur Sprache bringen, welche die Universität und ihre Philosophie tragen. Dynamische Beziehungen, wie sie im Forschen und Lehren wirksam sind, lassen sich nur mit Erkenntnisverlust verobjektivieren.

Den in der Universität kultivierten »hohen und distanzierten« Blick auf diesen Ort selbst zu richten, schützt darum nicht vor seiner Relativierung als theoretisches Konstrukt und davor, die Artikulation des bislang Verdrängten und Vergessenen als bloße Hypothese entwertet zu sehen. Bourdieu bringt aus eigener Erfahrung den »Zirkel« der Erkenntnis zur Sprache, der bei einer Bestimmung dessen auftritt, was er die gelehrte oder Schulvernunft nennt (»raison savante« bzw. »raison scolastique«). Die unbedachte Seite der Praxis kann man nicht einfach benennen, weil die Inhaber des wissenschaftlichen Wissens eine abstrakte Einsicht davon schon besitzen und, wie Bourdieu sagt, sich selbst betrügen, indem sie das Wissen darum abwerten.¹⁶ Gegenüber der sich auf Ansprüche gründenden universitätsphilosophischen Einstellung muß die Anstrengung einer Objektivierung ihrer praktischen Realität scheitern, weil diese Objektivierung sozusagen in die Alternative gerät, die Verdrängung jener Realität zu begründen – sie zu verstehen heißt, sie zu legitimieren – oder als überhaupt unsachliches Wissen abgewiesen zu werden. Anders gesagt: Solange die Thematisierung der universitätsphilosophischen Praxis nicht mit der Sprache der Philosophie gleichsam enggeführt werden kann, bleibt sie ohne Auswirkung auf das Wissen um den blinden Fleck philosophischer Selbstreflexion. Noch anders gesagt: Zu wissen, was der blinde Fleck ist, nämlich die Praxis der Universitätsphilosophie, muß zugleich heißen zu erkennen, daß es ein blinder Fleck ist, also eine unaufhebbare Eigenschaft der Universitätsphilosophie.¹⁷

¹⁵ P. Bourdieu, *Méditations pascaliennes*, Paris 1997.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 140 (Zirkel der wissenschaftlichen Beschreibung von Wissenschaft) und S. 226 (Selbstbetrug der Gelehrten). Bourdieu geht es um die soziologisch-historische Objektivierung der wissenschaftlichen Welt als Mittel der Selbsterkenntnis (vgl. S. 12).

¹⁷ Bourdieu spricht oft vom »Vergessen«, »Verdrängen« und »Ignorieren« der Philosophen im

Diese einführenden Überlegungen haben eine gewisse Aporie zu kennzeichnen versucht. Wenn das Verhältnis von Universität und Philosophie ex negativo im Vergessen der Universitätsphilosophen als Dimension der Praxis bestimmt wird, genauer als Praxis des Forschens und Lehrens, deren Modalitäten jedem einzelnen Denker akzidentell scheinen, obwohl sie in jedem Fall seine eigene Bildung bestimmen, wenn nicht sogar, wie meist im modernen Europa, sein weiteres intellektuelles Leben, dann ist das nicht zugleich die Bestimmung eines Gegenstandsbereichs. Die Verschränkung des Begriffs der Philosophie mit den tatsächlichen Tätigkeiten des Lehrens und Forschens ist nämlich jenseits der philosophischen Selbstreflexion nur schwer bestimmbar, ja kaum beschreibbar. Denn die Analyse der an der Universität institutionalisierten Philosophie muß auf die permanente Auseinandersetzung eines »Innen« mit einem »Außen« des universitätsphilosophischen Denkens und Tuns achten, in der die Einheit des Gegenstands immer wieder unsichtbar wird. Das ist nicht allein ein Problem der soziologischen Annäherung, welche die Regeln der Sprachspiele und die Mechanismen der Diskursivität zur Anschauung bringen will, sondern ein Problem schon der Rede von Universitätsphilosophie, die suggeriert, daß jenseits gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und anderer Spannungen ein derart benennbarer Gegenstand der Untersuchung einfach existiert.

Es gibt gleichwohl keinen besseren Anknüpfungspunkt für die folgenden Untersuchungen, als von der Hypothese auszugehen, Universitätsphilosophie ließe sich »praktisch« beschreiben. Auch wenn das Gebiet der universitätsphilosophischen Praxis den Philosophen weit abliegt, versenkt ins Unbewußte und distanziert ins Programmatische, sind gewisse Spuren ihrer Tätigkeit als verlässliche Indikatoren einer Praxis anzusehen, welche Philosophie und Universität aneinander bindet. Allerdings gilt es, bestimmte Bilder dieser Bindung zu thematisieren, bevor die Suche nach den Spuren beginnen kann. Die Arbeit des Historikers der Universitätsphilosophie wird nämlich nicht nur durch die Schwierigkeit belastet, ein ebenso offensichtliches wie historisch und theoretisch kaum auflösbares Phänomen anzugehen, sondern auch im Vorfeld solcher Arbeit durch ideologische Simplifizierungen des Verhältnisses von Universität und Philosophie.

Hinblick auf die realen Bedingungen ihres Tuns, will aber jene Akte nicht selbst positiv als Teile dieses Tuns anerkennen. Vgl. ebd., S. 26f., 75 et passim.

2. Zu Ideologie und Genealogie der Universität

Es ist nicht unüblich, das Phänomen der Universitätsphilosophie auseinanderzulegen in die beiden Komponenten Universität und Philosophie und die Frage nach dem Verhältnis beider zu stellen. Zwei Vorstellungen machen sich geltend, bei der die eine von der Universität, die andere von der Philosophie aus entworfen wird. In beiden Fällen sind die Bestimmungen der Universitätsphilosophie nicht unabhängig von der Genealogie der Institution Universität, wobei die Ideologie der Universität mit gewissen Entwicklungsstadien korrespondiert, welche diese Institution bis zum 19. Jahrhundert durchlaufen hat. Das Neue am 19. Jahrhundert ist dann zugleich das, was sich nicht im engeren Sinn als ein einfach bestimmbares »Verhältnis« von Universität und Philosophie fassen läßt.

Es gibt zunächst die Vorstellung, Philosophie sei in der Universität gleichsam zuhause, sie sei aufgehängt im Netz der Disziplinen und eingepaßt in das System der höheren Erziehung. Diese Vorstellung setzt die Kompatibilität der Philosophie mit den Anforderungen der Universität voraus. Was Philosophen tun, fügt sich hier problemlos in das ein, was sie als Universitätsangehörige tun müssen. Es ergibt sich das Bild einer von der Universität gleichsam überformten Philosophie, das immerhin von einer ganzen Reihe von zutreffenden Beobachtungen gestützt wird.

Die Philosophie ist universitär in ein System von Qualifizierungsebenen und Kommunikationskanälen eingebunden, in dem das Diskutieren und Problematisieren von Argumenten, das Rezipieren und Produzieren von Texten auf geregelte Weise stattfinden muß, um die Gestalt und das Prestige eines wissenschaftlichen Faches zu erlangen. In mehr oder weniger großer Nähe zu den philologischen Text- und den empirischen Sozialwissenschaften hat die Philosophie in der Universität eine disziplinierte Form angenommen und wirkt disziplinierend auf die Welt des freien Nachdenkens zurück. Ihre erfolgreiche Institutionalisierung drückt sich darin aus, daß ihre Schüler und Lehrer sich in der Universität heimisch fühlen. Hier werden sie administriert, geprüft, begutachtet und bezahlt. Hier lehren und lernen sie, kodifizieren und kanonisieren sie das philosophische Wissen in Wort und Schrift. Die Philosophen haben zugleich gelernt, ihr akademisches Erscheinungsbild als Maßstab aller philosophisch genannten Denk-Anstrengungen zu verallgemeinern.

In dieser Vorstellung ist die Philosophie ein Gegenstand universitären Unterrichts und läßt sich sowohl vom durchschnittlichen Studenten des Grundstudiums als auch vom durchschnittlichen Ministerialbürokraten einer Wissenschaftsbehörde überblicken. Beide müssen sich nur an das halten, was Lern- und Lehrbarkeit der Philosophie voraussetzen bzw. mit sich bringen: Texte und

Resultate akademischer Qualifikation. Es gibt Lehrbücher, Geschichtswerke, Überblicke und Zusammenfassungen. Es gibt Textübungen, Diskussionsrituale, Prüfungen und eine ganze Reihe von Verschriftlichungsregularien für das philosophische Wissen. Es gibt Argumentationsstandards und Gepflogenheiten beim Verweis auf andere Autoren und Texte. Es gibt kanonische Autoren und marginalisierte, sowie zwischen diesen Extremen die ganze Bandbreite der Bezugnahme auf andere Philosophen: gruppiert nach Paradigmen, Problemen, Epochen, Werken usw. Die Vorstellung einer extensiven Erfäßbarkeit von Philosophie wird so durch die Modalitäten des Studiums an der Universität und durch akademische Publikationen befördert. Das alles wird spätestens im 19. Jahrhundert manifest, wenn das (fach-)philosophische Wissen vornehmlich in Enzyklopädien und Geschichtswerken aufgearbeitet wird, die einzelne Autoren verfaßt haben. Im 20. Jahrhundert kompliziert und perfektioniert sich dieses fachliche Selbstverständnis so weit, daß seine Darstellung kollektiven Unternehmungen vorbehalten bleibt. In von mehreren Autoren verfaßten systematischen Zusammenfassungen und historischen Überblicken bestätigt sich bis heute die Gemeinschaft der Universitätsphilosophen als eigene Wissenschaftlerspezies mit eigenem »Gegenstand« auf besonders eindrückliche Weise.¹⁸

Die Universitätsphilosophie wird so an einem Wissen orientiert, als ob dessen Grenzen und dessen Status unproblematisch wären. Man fragt sich, was man in der Philosophie oder als Philosoph wissen kann, was den Umfang des Philosophischen bestimmt, oder aber, was als philosophische Leistung vorliegt, welche Ergebnisse der lehrenden und forschenden Tätigkeit es gibt. Die Praxis der Philosophie innerhalb der Institution Universität wird vorgestellt, als ob die Philosophie zwar gewisse Formen der pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeit angenommen hätte, darin aber eigentlich unverändert »sie selbst« sei. Wenn Universitätsphilosophie als Philosophie in der Universität angesehen wird, dann also als Philosophie mit Berücksichtigung gewisser zusätzlicher Funktionen, die für Forschung und Lehre unverzichtbar sind. Man darf jedoch nicht glauben, es handele sich dabei um eine einfache Vorstellung. Vielmehr garantiert ein kompliziertes System von Differenzen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, daß auch die philosophischen Praktiker den Unterschied zwischen einer »philosophischen« und einer »universitätsphilosophischen« Aktivität thematisieren können. Im Grunde aber scheint hier die Universität der Philoso-

¹⁸ Vgl. die Sammelbände *Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts*. Festschrift für Kuno Fischer, hg. v. Wilhelm Windelband, Heidelberg 1904, 2. Aufl. 1907; *Systematische Philosophie*, Berlin und Leipzig 1907 und *Allgemeine Geschichte der Philosophie*, Berlin und Leipzig 1909 (*Die Kultur der Gegenwart*, hg. v. Paul Hinneberg, Bd. 5 und 6); *Deutsche systematische Philosophie nach ihren Gestaltern*, hg. v. Hermann Schwarz, Berlin 1931.

phie äußerlich, etwa wie ein Einführungskurs dem vollständig entfaltetem Wissen äußerlich bleibt, und vom Philosophischen gleichsam subtrahierbar, etwa wie Danksagungen an Gönner und Förderer in Büchern vom Haupttext subtrahierbar sind.

Philosophie und Universität derart zueinander in ein Verhältnis zu setzen, ist unter Philosophen selbst verbreitet. Das Gewöhnliche der Tatsache, daß Philosophen auf der ganzen Welt als Lehrer der Philosophie auf Universitäten einen Beruf ausüben, wie andere Experten andere Berufe, wird in der Distanzierung der Universität als »Raum« der eigenen Wirksamkeit überspielt und gleichsam verharmlost. Die Universität gilt als kontingentes Milieu der philosophischen Arbeit, als bloßer Schutzraum intellektueller Existenz. Die Macht der Institution, die handlungsbestimmende Kraft ihrer eigenen Funktionalität wird nicht gesehen. Auch wenn sich viele Philosophen heute der Erörterung des »gewöhnlichen Denkens und Handelns« widmen, selbst wenn viele den Habitus der Menschen zum Zentrum ihrer Meditation machen – ihr eigenes Tun wird dadurch nicht selbstreflexiv bis zu dem Grad, seine sozialen und institutionellen Bedingungen mitzudenken. Philosophie an der Universität, das erscheint vielen Philosophen wie eine Ortsangabe. Sie suchen Philosophie? Bitte begeben Sie sich zur Universität! Was es aber unter dieser spezifischen Voraussetzung heißt, »ein Philosoph zu sein«, erscheint denen als gleichgültige Frage, die große Denker wie Martin Heidegger oder Ludwig Wittgenstein, die auch Universitätsprofessoren waren, nicht von der Masse derer abheben wollen, von denen man hauptsächlich letzteres sagen kann.¹⁹

Es gibt eine andere Vorstellung von dem Verhältnis der philosophischen Praxis zur Universität, eine nicht der Inkorporation, sondern der Inkarnation. Philosophie wird dabei nicht als einzelnes Fach angesehen, sondern als treibende Kraft der Universität selbst. Die Universität ist hier Ausdruck der Philosophie, Verkörperung philosophischer Interessen und Ideale. Es ist diese Ansicht, welche Karl Jaspers noch im 20. Jahrhundert emphatisch vertreten hat.²⁰ Die »Idee« der Universität korrespondiert hier einer Theorie der Philosophischen Fakultät, die wiederum im Prozeß ihrer Erweiterung und Ausdifferenzierung das beste Beispiel für den wissenschaftsgeschichtlichen Fortschritt abgibt. Aus einer propädeutischen Anstalt zur Einführung in das höhere Wissen verwandelt sich die Philosophische Fakultät vom 17. zum 19. Jahrhundert in ein Verbund-

¹⁹ Vgl. David Walter Hamlyn, *Being a Philosopher. The History of a Practice*, London und New York 1992; eine in ihrer Ausführlichkeit seltene Digression über Philosophie als Universitätsphilosophie findet sich hier S. 127–137.

²⁰ Jaspers, *Die Idee der Universität* [Anm. 5].

system pluridisziplinären Forschens und Lehrens; sie integriert damit das Wissen, das in Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und von »Privatgelehrten« produziert wurde.²¹ Der Universität wird selbst so etwas wie ein Erkenntnisinteresse attribuiert, wenn man sagt, sie eigne sich nach und nach die verstreuten Diskurse autonomer Wissenschaft an, so daß die Felder außeruniversitärer Wissenschaft mit der Zeit reduziert werden.²²

Die Universität als Institution stellt in diesem Sinn mehr dar als ein Haus für Forscher und Lehrer, sie ist ein Instrument der Wissenschaft. In Deutschland wird diese Vorstellung am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhundert explizit formuliert, als die Institution Universität zum philosophischen Unternehmen stilisiert wurde.²³ In dieses Bild einer Beherrschung der Universität durch den philosophischen Geist geht der Sinn für den politisch-ideologischen Charakter der Universität ein, der sich aus den Kräften und Interessen der Erziehung ergibt, welche in der Universität wirken. Die ganze Universität wird als ein wissenschaftliches Projekt angesehen, an der die Universitätsphilosophen weniger in ihrer fachlichen Arbeit partizipieren, als vielmehr mit ihrem fachübergreifenden Anspruch. Der Philosophie kommt die Rolle einer die ganze Philosophische Fakultät tragenden enzyklopädischen Wissenschaftstheorie zu. Die Fachphilosophen pflegen so das Bild der Universität als Institution des Wissen-Schaffens und identifizieren im systematisch-enzyklopädischen Überschwang ihre Vorstellung von universitätsphilosophischer Wirksamkeit mit dem Funktionieren der gesamten Institution.

Es gibt also auch in diesem Bild der Universitätsphilosophie den blinden Fleck der Praxis. Unterrichtsformen sowie Lese- und Schreibpraktiken werden ausgeblendet, als ob die Professionalisierung des Arbeitens, die Spezialisierung der Methoden wie die Autonomisierung der Wissenschaftsbereiche lediglich Sekundärtugenden eines als Institution verwirklichten Geistes seien. Die Tätigkeitsfelder und Arbeitsweisen von Dozenten und Studenten werden nicht thematisiert, weil in den schriftlichen Produkten erster und zweiter Ordnung (Philosophie-Bücher und Universitätsgeschichten) bereits alles vorzuliegen scheint, was die Universitätsphilosophie dokumentiert. Es bedurfte der geduldigen Arbeit eines Bildungshistorikers wie Friedrich Paulsen, der in seiner *Geschichte des gelehrten Unterrichts* philosophisch-pädagogische Ideen und univer-

²¹ Vgl. Laurence Brockliss, »Lehrpläne«, in: Geschichte der Universität in Europa, hg. v. Walter Rüegg, Bd. II: Von der Reformation zur Französischen Revolution, München 1996, S. 451–494, bes. S. 491 ff., und Notker Hammerstein, »Die Universitäten in der Aufklärung«, ebd., S. 495–506.

²² Vgl. Jürgen Mittelstraß, *Die unzeitgemäße Universität*, Frankfurt am Main 1994, S. 66, 68.

²³ Vgl. *Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neube-gründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus*, hg. v. Ernst Anrich, Darmstadt 1956.

sitäre Praxis in einem realistischen Verhältnis des permanenten Widerstreits zeigt, um dieses romantische Bild der Universität als einer im Prinzip philosophischen Anstalt mit Hinweisen auf die praktischen Erfordernisse der Ausbildung zu entkräften.²⁴ Es hat sich seitdem kein anderer Philosoph wieder in vergleichbarer Ausführlichkeit und Genauigkeit für die Praxis interessiert, welche die Universität und die Philosophie in ebenso unaufhebbarer wie schwer zu präzisierender Weise verbindet.

Die zu Ideologien erstarrten Vorstellungen von einem einfach bestimmten Verhältnis von Universität und Philosophie darf ein historisches Bild der Universitätsphilosophie nicht wiederholen, und geschähe dies nur aus dem Grund, analoge Simplifizierungen zu vermeiden. Auch wenn die vorgeführten Verhältnisbestimmungen nur angerissen wurden, ist es möglich, dagegen ein drittes Bild der Universitätsphilosophie zu halten, das nicht von der Vorstellung einer autonomen Philosophie oder einer selbst philosophischen Universität geprägt ist und das die Prozesse von Wissensvermittlung und wissenschaftlicher Kommunikation berücksichtigt, an der keine der beiden skizzierten Vorstellungen Interesse hat. Man muß dazu sozusagen einen Schritt zurücktreten und die Genealogie der Universität in Betracht ziehen, die sich idealtypisch in den deutschen Ländern vor und nach 1800 beobachten läßt. Man kann jedenfalls aus der unmittelbaren Vorgeschichte der Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts Anhaltspunkte für genauere Bestimmungen sammeln. Die dafür notwendige Verknüpfung von Wissenschafts-, Universitäts- und Philosophiegeschichte ermöglicht eine verdichtete Beschreibung der komplexen akademischen Praxis der Philosophie – und zugleich damit eine Korrektur ihrer aus der Universität selbst entworfenen Repräsentationen. Die Ausbildung der Universitätsphilosophie kann mittels jener Verknüpfung als ein mehrschichtiger Prozeß dargestellt werden, an dessen Ende eine fachwissenschaftlich disziplinierte Philosophie steht, die in der durch Forschung und Lehre geprägten Praxis bis heute keine Alternative zur Universität kennt. Gerade wenn man sagen will, daß die Philosophie am Umbau der Universität partizipiert, der im 19. Jahrhundert dann als vollzogen angesehen werden kann, wenn die Fächer der philosophischen Fakultät einzelne Fach-Verständnisse entwickeln, müssen die Prozesse der Disziplinierung des Wissens, der Spezialisierung des Könnens und der Professionalisierung der Karrieren angegeben werden, die – wenn auch nur in groben Zügen – die Universitätsphilosophie als kulturelles Faktum begrifflich machen.

²⁴ F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 2 Bde. [zuerst 1885], 3. Aufl. Leipzig 1919, Nachdruck 1960.

Im folgenden werden schematisch drei Stadien der Universitätsphilosophie unterschieden und damit zum einen eine gewisse historische Abfolge rekonstruiert. Zum anderen soll das Verhältnis von Philosophie und Universität in seiner Komplexität deutlich werden, indem für jedes Stadium drei Qualifizierungsebenen angegeben werden, die einmal die disziplinäre Arbeit, zum anderen die berufliche Aufgabe und zum dritten die wissenschaftshistorische Funktion betreffen. In der Vorgeschichte des Fachwissenschaftlertums haben sich allgemein nicht nur das Wissen, sondern auch die gesellschaftliche Stellung der Wissenschaftler sowie ihre Methoden gründlich gewandelt. Mit Bezug auf die Philosophie können die Stadien ihrer universitären Einbindung zwischen 1750 und 1850 so dargestellt werden, daß zwei aufeinander folgende enzyklopädische Modelle sich von einem daran anschließenden fachwissenschaftlichen Modell abheben:

	Enzyklopädie I (vor 1800)	Enzyklopädie II (um 1800)	Fachwissenschaft (nach 1800)
Spezialisierung des Könnens	Gelehrte Kritik Topisches Wissen	Standardisieren Hierarchisieren	Systematisieren Historisieren
Professionalisierung der Karriere	Textstudium Buchkultur	Wissenschafts- kompetenz	Forschung und Lehre
Disziplinierung des Wissens	Verwaltung der Überlieferung	Wissen aus gene- tischer Definition	Wissen als Produkt der Methode

Der Modellierung gemäß kann das erste Stadium der Genealogie das einer gelehrten (im weitesten Sinne topisch ordnenden) Enzyklopädie genannt werden. Universitäten waren sprechende Bibliotheken, Inszenierungen des traditionell in Büchern erfaßten Wissens, Tempel der Gelehrsamkeit. Wie man allgemein bis ins 18. Jahrhundert hinein die Quellen des Wissens literarhistorisch verzeichnete²⁵, so eröffneten die Universitäten den Studenten das Wissen der Welt in textzentrierter Form, als Kommentar, Emendation und Kritik. Fortschritt in der Forschung war identisch mit der Konjektur am Bestand der Überlieferung, und der mündliche Unterricht hatte als implizites methodisches Ziel vermutlich auch vor allem die gelehrte Anmerkung. Man kann sich gut vorstellen, daß die dieser wissenschaftlichen Einstellung entsprechende Lehre vor allem ein Was-und-Warum-Wissen hervorbringen wollte, worin das Wie-und-Woher-

²⁵ Vgl. dazu Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983, und Helmut Zedelmaier, *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*, Wien und Köln 1992.

Wissen ebenso eingeschlossen war wie das Wozu-und-Für-wen-Wissen. Wissenschaft vereinte als gelehrte Anstrengung das Methodenbewußtsein mit der sachlichen Neugier und der Hoffnung auf Nützlichkeit. Die Universität galt ebenfalls nur als nützlich, und der Göttinger Gelehrte Johann David Michaelis gab entsprechend der Philosophie einen gänzlich pragmatischen Rat, wenn er ihr wie allen anderen Wissenschaften einen »Vorteil [...] von den Universitäten« versprach.²⁶ Das erste Modell zeigt also eine äußerliche Verbindung von Universität und Philosophie, eigentlich eine gemeinsame Einbettung beider in eine Gelehrtenkultur, die sowohl innerhalb wie außerhalb von Institutionen lebendig war.

Das zweite Stadium ist das nicht einer Einbindung, sondern einer eigentlichen Verbindung von Philosophie und Universität, das man in Deutschland auf die Zeit zwischen 1790 und 1820 datieren kann, als das Gelehrtentum philosophisch überhöht und in ein systematisches Denken umgeformt wurde. Weniger die allgemeine literarische, das heißt auf schriftliches Wissen orientierte Kompetenz, als vielmehr eine Einsicht in die grundsätzlichen Zusammenhänge der Fächer zählen jetzt zu den wissenschaftlichen Aufgaben. Wenn vorher die enzyklopädische Ordnung des Wissens wie ein großer Sachkatalog angelegt war, in dem mit Stichwortgruppen Disziplinen umrissen wurden, deren Grenzen aber eher traditionell gezogen wurden, wirkt nun ein definitorischer Geist und ordnet die Stellung der Fakultäten zueinander und der Fächer innerhalb der Fakultäten neu. Der Philosoph maßt sich eine allgemeine Wissenschaftskompetenz an, er hebt zugleich seine eigene Disziplin dadurch über alle anderen, daß er sie über die Legitimität der Wissensbereiche verfügen läßt. Der Berliner Philosoph Johann Gottlieb Fichte hält den »entwickelten philosophischen Geist« für den besten Systematisierer des »gesamten wissenschaftlichen Stoffes« und empfiehlt ihn als generatives Prinzip der Universität.²⁷ Philosophie ist so etwas wie die Leitwissenschaft der Universität, die sie als ein einheitliches Gebilde sowohl gegenüber ihren Mitgliedern wie gegenüber dem Staat und Geldgeber legitimiert, in beiderlei Hinsicht erfolgreich. Für die Kooperation der Wissenschaftler über Disziplinverschiedenheiten hinweg spielt die idealistische Universitätsideologie bis heute eine große Rolle.

In einem dritten Stadium findet sich die Philosophie in die Universität so eingeordnet, daß sie gleichberechtigt neben den anderen Fächern als funktionierender Forschungs- und Lehrbereich der Universität beschrieben werden

²⁶ J. D. Michaelis, *Räsonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland*, 4 Bde., Frankfurt und Leipzig 1768–1776, Bd. 1, S. 89.

²⁷ J. G. Fichte, »Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt«, in: *Die Idee der deutschen Universität* [Anm. 23], S. 150 (§ 19).

kann. Zwar behalten die Philosophieprofessoren – die es eigentlich erst jetzt gibt, insofern sie nicht auch zugleich andere Disziplinen mitvertreten – das Recht zu intervenieren, wenn es um die Verteidigung der Wissenschaftlerprärogative oder um die Rechtfertigung wissenschaftlicher Arbeit vor den Ansprüchen der Gesellschaft geht. Aber diese rhetorische Funktion kann ersatzweise jeder andere Natur- oder Geisteswissenschaftler ebenfalls übernehmen. Philosophisches Arbeiten unterscheidet sich nun tatsächlich weit mehr nach den Gegenständen (Texten) von anderen Wissenschaften als durch eine irgendwie metaszientifische Funktion. Eine gewisse Pluralität der philosophischen Richtungen setzt sich schon im Laufe des 19. Jahrhunderts durch und wird nicht bloß toleriert, sondern als Ausdruck von methodisch auf verschiedenen Wegen vorgehenden Verfahrensweisen akzeptiert.

Soweit zur Plausibilisierung einer groben Skizze. Man darf die Abfolge der drei Stadien nicht im Sinne einer historischen Festschreibung lesen, als ob sich jedesmal die Universitätsphilosophie radikal und definitiv änderte. Vieles spricht dafür, daß die hier angegebenen früheren Stadien in späteren nie ganz überwunden wurden. Der Buchkultur im allgemeinen ist der Philosoph des 19. und 20. Jahrhunderts ebenso verpflichtet wie der Philosoph des 18. Jahrhunderts, der damit durchaus mutig und bewußt an den Rand einer hauptsächlich bewahrenden Gelehrtenkultur trat und die Republik der Gebildeten über Standesgrenzen hinaus zu fördern suchte. Auch der Anspruch der Kompetenz in Fragen der Wissenschaft, der Strukturierung wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Institutionen, wie er das hier markierte mittlere Stadium kennzeichnet, hat sich kaum verloren, wenn man die inzwischen lange Geschichte der Wissenschaftsphilosophie in Betracht zieht. Typischerweise jedoch bezeichnen diese beiden Charakteristika des modernen professionellen Philosophen intellektuelle Ansprüche, die als solche das Bild des Denkers als Aufklärer und Wissenschaftsideologen zwar über das 18. Jahrhundert hinaus prägen können, die aber längst nicht mehr Hauptmerkmal seiner Praxis sind.

Die Leistungen eines Universitätsprofessors für Philosophie sind im 19. Jahrhundert nämlich kaum noch mit den Maßstäben seiner eigenen Ansprüche zu messen. Akademiker lassen sich jedenfalls nicht pauschal zur Gruppe der Intellektuellen rechnen.²⁸ Der Weg zur Analyse der Universitätsphilosophie führt über die Realität der Universität, nicht über Idealvorstellungen der Philosophen. Deren Karrieren sind seit dem 19. Jahrhundert unaufhebbar eng mit der Institution Universität verbunden (es gelten die bekannten Ausnahmen), sie orientieren sich an den Qualifizierungs- und Leistungskriterien des Wissenschafts-

²⁸ Vgl. dagegen diese Identifizierung bei Christophe Charle, *Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1996, bes. S. 112ff.

betriebs.²⁹ Philosophen bewähren sich wie andere Wissenschaftler auf dem Feld der Literatur, im Unterricht und im Verteilungskampf um Stellen, Pfründe, Einfluß. Auch ihre gesellschaftliche Wirkung ist durch die Universität entscheidend mitbestimmt und durch das gesellschaftliche Gewicht dieser Institution geprägt.

An die Skizze der Universitätsgenealogie lassen sich noch einige Bemerkungen anschließen, die ihre Situation im letzten Stadium betreffen. Daß hier nicht mehr mit Verhältnisbestimmungen operiert werden kann, wie das für die beiden vorangegangenen Stadien möglich schien, wird vor allem aus der Tatsache klar, daß die Universitätsphilosophie als Fachwissenschaft unscharfe Grenzen zu dem hat, was man im allgemeinen als »die Philosophie« bezeichnet. Die Professionalisierung der philosophischen Karrieren an der Universität birgt zudem einen Reichtum an Beziehungen der Philosophen zu Staat, Gesellschaft, Politik und Religion, wodurch auch hier die Grenzen unscharf werden. Ort, Status, Richtung und Wirkung der philosophischen Rede gehorchen keiner einsinnigen Rhetorik, ihre Ansprüche und Rücksichten sind vielfältig vermittelt. Allgemein kann man sagen, daß es im 19. Jahrhundert zu einer wechselseitigen Stützung von Wissenschaft und Regierung kommt, zuerst in Deutschland, und hier vielleicht stärker als in Frankreich, wo die Universitäten nur langsam ausgebaut werden, und gewiß stärker als in England, wo die anglikanische Kirche den Zugang zum Studium kontrollierte (bis zur Gründung des University College in London war diese Kontrolle total). In Deutschland und Frankreich finanzierten die Regierungen die Hochschulen, auch um dort Beamte auszubilden.

Unter den Zeitgenossen hat insbesondere Friedrich Nietzsche, in Fortführung der Argumente Schopenhauers, diese Symbiose bloßzustellen versucht und dabei unterstrichen, daß der Staat die Philosophen weniger als theoretische Köpfe zu seiner eigenen Legitimierung benötigt als vielmehr von ihrer Rücksicht auf die herrschenden Verhältnisse profitiert. Das »noli me tangere« erlege der Staat als Dienstherr auch seinen Philosophiebeamten auf, daß sie ihrem Wahrheitssuchen selbst Grenzen setzen, etwa in bezug auf »eine bestimmte Form der Religion, der gesellschaftlichen Ordnung, der Heeresverfassung«. Nietzsche folgert, daß die Philosophie als Legitimationswissenschaft ausgedient habe und dem Staat vielmehr als »überflüssig« gelte.³⁰ Damit ist die indirekte

²⁹ Einen guten Einblick vermittelt Klaus C. Köhnke, *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus*, Frankfurt am Main 1986.

³⁰ F. Nietzsche, »Unzeitgemäße Betrachtungen. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher« [zuerst 1874], in: *Werke*, hg. v. Karl Schlechta, Bd. 1, Berlin 1980, S. 354 (noli me tangere etc.) und S. 362 (Philosophie für den Staat überflüssig).

Beziehung angesprochen, welche das Universitätsgelehrtentum mit der staatlichen Macht verbindet. Im Rückblick vom 20. Jahrhundert aus erscheint diese Beziehung in den deutschen Ländern so stark, daß sie fast Züge einer expliziten Vereinbarung, einer Abmachung hat.³¹ Das tatsächliche Fehlen einer diesbezüglichen Urkunde ist aber ein starker Hinweis darauf, daß Beeinflußbarkeit wie Wirkung der Universitätsphilosophie im grauen Bereich einer Praxis, in den Karrieren ihrer Protagonisten und den regulären Formen ihrer Tätigkeit analysiert werden muß.

Die deutsche Universitätsphilosophen waren jedenfalls Nutznießer der staatlichen Universitätsförderung, denn von ihnen wurde konkret nicht viel mehr erwartet als die Mitwirkung an Lehrerprüfungen. Friedrich Paulsen zitiert einen preußischen Unterrichtsgesetzentwurf von 1862, in dem es ausdrücklich heißt, daß er nicht auf die Universitäten angewandt werden solle, »weil sie nicht im eigentlichen Sinne als Unterrichtsanstalten, sondern als Anstalten zur Pflege und Förderung der Wissenschaften zu betrachten seien«.³² Die Verpflichtung auf Wissenschaft transformierte die Rolle des Philosophen, insofern er sozusagen aus der unmittelbaren Nähe zum Landesherrn entlassen und der Arbeit im Innern der Institution überlassen wurde. Vielleicht kann man sagen, das Verhältnis zwischen Universität und Philosophie habe sich im dritten Stadium der oben schematisch skizzierten Entwicklung zu einer Situation verdichtet, in der weder das gesellschaftliche Interesse noch der staatliche Auftrag eine unmittelbare Dienstbarkeit der Philosophie einschloß. Es existieren statt dessen eine Fülle von Beziehungen indirekter Verpflichtungen und Erwartungen zwischen der Universitätsphilosophie einerseits und der Philosophie, der Gesellschaft, der Wissenschaft usw. andererseits.

Seit dem 19. Jahrhundert hat die naive Vorstellung, die Universität sei eine Art Schutzraum für die Philosophie, Konjunktur, vielleicht gerade weil sie an einer komplexen Realität keinen Rückhalt finden kann. Die entlastende Funktion einer solchen Verortung der Universitätsphilosophie zeigt sich vor allem in der Rede von einer Welt »draußen«, sozusagen vor dem Hörsaal. Die Verinnerlichung der akademischen Praxis wird von einer gegenständlichen Welt-Anschauung begleitet. Das Inkorporationsmodell reduziert das Innen-Außen-Verhältnis auf ein basales Geben und Nehmen: Gerade wer die wissenschaftliche Disziplin in der Philosophie als ausschließliche Verpflichtung auffaßt, hegt nicht selten zugleich die Meinung, daß ihre Aufgaben aus dem unwissenschaftlichen Bereich des allgemeinen Lebens stammen und daß die Philosophie – in letzter

³¹ So sieht es Fritz K. Ringer, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*, Stuttgart 1983, S. 110.

³² Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts* [Anm. 24], S. 577.

Instanz – für dessen Bedürfnisbefriedigung existiere. Die Probleme »des Lebens« werden dabei als bloße Gegenstände einer wissenschaftlichen Behandlung projiziert, mithin als Probleme, die »sich stellen« und vielleicht sogar »lösen« lassen. Was Karl Mannheim als die »Seinsgebundenheit des Denkens« bezeichnet und später Pierre Bourdieu als Habitus der akademischen Elite beschrieb, gehört freilich nicht zu dieser Art Probleme.³³ Der Blick geht von innen nach außen, als ob die Wissenschaft selbst ohne wirkliches Leben sei.

Simple Vorstellungen vom Verhältnis von Philosophie und Universität sind Fluchtorte der akademischen Phantasie angesichts von tatsächlich weitaus komplexeren Beziehungen, in welche jedes Universitätsfach, auch die Philosophie, sich befindet. Fachwissenschaft bedeutet Besonderung innerhalb des Spektrums der Wissenschaften, aber auch soziale Abkapselung von nichtwissenschaftlichen Formen des geistigen Lebens. Die Universitätsphilosophie steht so seit dem 19. Jahrhundert in ungelösten Spannungen nicht nur zu Ansprüchen, die aus ihrem eigenen Wissenschaftsbegriff stammen, sondern auch zu solchen der allgemein praktizierten Religion, der Literatur und Kunst, der Technik und des politischen Denkens, die keineswegs als »äußere« Ansprüche qualifiziert werden dürfen. Die Rolle des Philosophen und die Funktion seiner Rede besitzt in der Universität keine hohe Warte, von der aus wie von einem festen Platz gehandelt bzw. gesprochen werden könnte. Vielmehr ist die Universitätsphilosophie ein gesellschaftlicher Ort, eben indem sie ein wissenschaftlicher ist. Über Erziehung und Bildung werden die Angehörigen der Universität an die Gesellschaft gebunden, aus der sie stammen, und noch in der Ausbildung wissenschaftlicher Kompetenz erhält sich diese Bindung.

So kann man sagen, daß seit dem 19. Jahrhundert die Universitätsphilosophie an der Öffentlichkeit partizipiert, daß sie in die Welt des gesellschaftlich Gedachten, Geplanten und Gewünschten hineinspricht und von dort auch gehört werden kann. Ihre Existenzbedingung ist freilich die Wissenschaftlichkeit, und eine institutionstranszendente Relevanz kommt ihr vor allem nach Maßgabe ihrer wissenschaftlichen Durchbildung zu. Eben darin steht die Universitätsphilosophie im Gegensatz zu jeder außeruniversitären Philosophie, die seit dem 19. Jahrhundert über ihre Rezeption jenseits der scientific community leben muß. Die außeruniversitäre Philosophie, die sowohl im 19. wie im 20. Jahrhundert meist in Gestalt von einzelnen Denkern und ihren anonymen

³³ Vgl. K. Mannheim, »Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen« [1928], in: *Der Streit um die Wissenssoziologie*, hg. v. Volker Meja und Nico Stehr, Bd. 1 (Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie), Frankfurt am Main 1982, S. 325–370; P. Bourdieu, *Homo Academicus*, Frankfurt am Main 1988; ders., »Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis«, in: ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt am Main 1970, S. 75–124.

Lesern, aber auch von freien Diskussionszirkeln oder von religiösen und politischen Gruppen existiert, nährt sich aus einem Interesse an Philosophie, das sich von Zeit zu Zeit in einer gewissen Direktheit artikulieren und auch die Universitätsphilosophie herausfordern kann.³⁴ Allerdings ist deren Existenz nicht daran gebunden, auf ein solches Interesse unmittelbar zu antworten. Wenn nach Hegels Wort die Philosophie »ihre Zeit in Gedanken erfaßt«, ließe sich von der Universitätsphilosophie sagen, daß sie das Privileg besitzt, sich davon zu dispensieren. Sie beantwortet nämlich zunächst die Fragen, die sie sich selber stellt. Anders gesagt: Die öffentliche Rolle des Universitätsphilosophen ist nicht unmittelbar legitimiert, sondern durch die allgemeine Wertschätzung für akademisch-wissenschaftliche Arbeit.

Die Frage nach der gesellschaftspolitischen Realität der Universitätsphilosophie muß also unter Berücksichtigung multipler Verhältnisse beantwortet werden, welche die universitäre Formung der Philosophie mit sich bringt, ohne die Dichotomie zu erneuern, mit der Apologeten wie Kritiker Universität und Philosophie auseinanderhalten. Denn als Teilbereich der Welt des akademischen Interesses ist die Universitätsphilosophie mit dem sozialen, religiösen und politischen Leben derjenigen Gemeinschaft, aus der ihre Vertreter und ihre Studenten stammen, in indirekter Weise stärker und vielfältiger verquickt als jeder außeruniversitäre Zirkel, der sich zumeist am Rand der öffentlichen Diskussion konstituiert. Auch darf die relative Prominenz einiger Konfliktfälle nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Universitätsphilosophen eine Gruppe bilden, deren Stellung in politischer Hinsicht durchaus ambivalent ist. Weder kann man sagen, Universitätsphilosophen seien opportunistisch-konservative noch umgekehrt, sie seien intellektuell-progressive Elemente des gesamtgesellschaftlichen Lebens, denn solche Verallgemeinerungen setzen meist enge Kriterien dessen voraus, was als politisch gilt.

Wenn man die komplexen Wechselwirkungsverhältnisse zur Sprache bringen will, in welche die Philosophie an einer gesellschaftlichen Institution der Universität eingeschrieben ist, muß man Politik in einem weiteren Sinn fassen. Auch wenn deutsche Universitäten unmittelbar von Personalentscheidungen der Ministerien abhängen, läßt sich schlecht davon sprechen, politische Erwartungen und Zwänge wirkten sozusagen von außen. Man könnte nämlich auch sagen, die Politik sei der Universität eingepflanzt und wirke innerlich, quasi

³⁴ Vgl. zur »Ausgliederung« einer nicht-akademischen Philosophie in den späten 1840er Jahren Köhnke, Neukantianismus [Anm. 29], S. 116ff., und ders., »Sinn für Institutionen. Mitteilungen aus Wilhelm Windelbands Heidelberger Zeit (1903–1915)«, in: Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der »geistigen Geselligkeit« eines »Weltdorfes«: 1850–1950, hg. v. Hubert Treiber und Karol Sauerland, Opladen 1995, S. 33.

selbständig und neben anderen Kräften einher. Jacob Grimm hat in einer berühmten Rede von 1864 diesen inneren Disziplinarcharakter so ausgedrückt: »Universitäten sind Gartenanlagen, die ungerne etwas wild wachsen lassen. Unter diesem Gesichtspunkt sagen sie der Regierung aufs höchste zu.«³⁵

Seit Humboldts Einbindung der preußischen Universitäten in ein einheitlich staatlich geregeltes Erziehungsmonopol hat die deutsche Universität diesen Zug der Disziplinierung bewahrt. In Zeiten politischer Kämpfe erweist sie sich oft als Staat im Staat. Die lange Verhinderung von akademischen Karrieren für Juden und Frauen ist ebenso Zeichen einer Verdoppelung gesellschaftlicher und staatlicher Ungleichbehandlung im Innern der Institution Universität wie die brutalen Eingriffe der Nationalsozialisten in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Der »Lehrkörper« war und ist jederzeit durch Politik verletzbar, weil er niemals unpolitisch zusammengesetzt ist. Paulsen verglich das gesellschaftliche Prestige des Wissenschaftlers und Gelehrten im 19. Jahrhundert direkt mit dem des Offiziers.³⁶ Das erklärt sehr gut Bedingungen und Grenzen der Wirksamkeit von Universitätsphilosophen, die einen Teil des Gewichts ihrer rhetorischen Macht aus der staatlichen Approbation ziehen, die sie zu öffentlichen Figuren macht, die aber andererseits durch diese Bindung an den Staat auch belastet sind und immer nur als Lehrer, kaum als Intellektuelle sprechen können.

Ein anderer Aspekt des Politischen der Universitätsphilosophie zeigt sich in einer ständigen Begleiterscheinung, nämlich der ausdrücklich eingeklagten »Wahrheit« oder »Lebendigkeit« ihrer Arbeit. Seit ihrer Entstehung war der Rand der Universitätsphilosophie mit Distanzierungsversuchen besetzt, die vor allem zeigen, daß die akademische Elite nicht sich selbst überlassen, sondern jenseits staatlicher Obliegenheiten auch geistigen Ansprüchen ausgesetzt war. So ist die Kritik an den »bezahlten Philosophen« seit dem 19. Jahrhundert nicht verstummt, dort jedenfalls nicht, wo sie einen Adressaten finden konnte. Außerhalb Deutschlands war und ist dies vor allem in Frankreich der Fall.³⁷ Das begriffliche Ausspielen einer wahren oder eigentlichen Philosophie gegen die Universitätsphilosophie hat dabei einmal die Funktion einer Besinnung auf Ziele

³⁵ J. Grimm, »Über Schule, Universität, Akademie«, in: ders., Reden in der Akademie, ausgewählt und hg. v. Werner Neumann u. Hartmut Schmidt, Berlin 1984, S. 212–249, Zitat S. 236.

³⁶ Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts [Anm. 24], Bd. 2, S. 392.

³⁷ Den Begriff des »philosophe salarié« hat Joseph Ferrari in einer Attacke gegen Victor Cousin und dessen Schule geprägt, vgl. J. Ferrari, Les philosophes salariés, Paris 1849 (ND Paris 1980); zur Problematisierung des (an den französischen Schulen obligatorischen) Philosophieunterrichts vgl. auch GREPH [Groupe de recherches sur l'enseignement philosophique], Qui a peur de la philosophie?, Paris 1977; diese Initiative fand ein deutsches Echo, vgl. Wer hat Angst vor der Philosophie? Eine Einführung in Philosophie, hg. v. Norbert Bolz, Paderborn 1982.

und Absichten des akademischen Philosophierens, zum anderen die einer Vision, die besagt, daß das Philosophieren nicht grundsätzlich an Institutionen gebunden ist. Schopenhauers prominent gewordene kritische Beurteilung der Universitätsphilosophie war allerdings durchaus doppeldeutig, wie man weiß, denn einmal war sie auf Hegel und dessen umfassendes Systematisieren gemünzt, zum anderen war sie geprägt vom Neid auf dessen Position und Einfluß, auch nicht frei von Enttäuschung über die eigene verpaßte Karriere.³⁸ Nietzsche wiederum hat sich seinen Ärger über die Tatsache, daß Staatsbeamte auf dem Feld des freien und unabhängigen Geistes tätig sind, ebenfalls in der Haltung einer Selbstverteidigung herausgeschrieben: »Die echte Philosophie wird verkannt und totgeschwiegen.«³⁹ Statt der Erwartung an eine affirmative Einstellung gegenüber Staat, Religion und Wissenschaft wird die Rede der Universitätsphilosophen hier der Hoffnung auf eine kritische Haltung ausgesetzt, und kann doch ihre Politik in beiden Hinsichten meist nur als Reaktion gestalten.

So hat die fundamentale Kritik vor den Toren der Universität nicht Halt gemacht, sondern sich darin einnisten können. Auch innerhalb der Institution wurde die Universitätsphilosophie problematisiert und mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei lebensfern, spezialistisch und erschöpfe sich selbstgenügsam in einer Scholastik. Diese Auseinandersetzung fand unter Professoren statt und artikuliert sich in Deutschland unüberhörbar etwa in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Karl Rosenkranz (Königsberg) forderte damals in der Vorrede zu seiner Schrift *Leben Hegels* (1844) die Verbindung von Theorie und Praxis und wurde dafür von Karl Weinholtz (Rostock) angegriffen, der dem schwachen Ansehen der Philosophie außerhalb der Universität aufhelfen wollte.⁴⁰ Ähnlich argumentierte etwas später Karl Prantl (München), der von der Philosophie verlangte, den »lebendigen Interessen des Faktischen nicht den Rücken zu kehren.«⁴¹ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es eine neue Phase der Intensivierung solcher Kritik, als etwa Johannes Verwey, eben in Heidelberg habilitiert, verkündete, daß »die Seele der philosophisch interessierten Studenten

³⁸ Als Berliner Privatdozent bot Schopenhauer seine Lehrveranstaltungen im Sommersemester 1820 parallel zu denen Hegels an; schon im folgenden Wintersemester blieb er ohne Zuhörer. Vgl. Rüdiger Safranski, *Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie*, Reinbek 1990, S. 372 ff.

³⁹ Schopenhauer, »Über die Universitätsphilosophie« [Anm. 6], S. 171–242; F. Nietzsche, »Über Universitätsphilosophie« (1867 f.), in: *Werke und Briefe (Historisch-Kritische Gesamtausgabe)*, hg. v. H. J. Mette und K. Schlechta, Bd. 3, München 1935, S. 395.

⁴⁰ K. Weinholtz, *Die Unzulänglichkeit der Philosophie als Wissenschaft und die Ausbildung der Philosophie zur Kunst*, Rostock und Schwerin 1844, S. 90 f.

⁴¹ K. Prantl, *Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. Feste der Vorfeier des 93. Stiftungstages der Königlichen Akademie der Wissenschaften*, München 1852, S. 42.

nach der Unterweisung in den höchsten Fragen der Weltanschauung geradezu lechzt«. ⁴²

Diese letzte Einlassung zeigt, wenn es des Hinweises überhaupt bedarf, daß die Rede des Universitätsphilosophen sozusagen geladen ist mit Erwartungen, die von vielen Seiten an sie herangetragen werden. Umgekehrt wirkt sie auch nach außen, formuliert sich im Angesicht jener Erwartungen und im Bewußtsein ihrer eigenen Ansprüche. Das muß man bei der Untersuchung universitätsphilosophischer Tätigkeit berücksichtigen. Philosophische Vorlesungen waren und sind in Deutschland immer mehr oder weniger öffentliche Ereignisse, in großen Städten eher, in kleinen weniger zugänglich auch für ein nicht-studentisches Publikum. Zu diesem Kommunikationskanal tritt ein anderer, den der Rektor der Münchener Universität 1867 als eine »erst in diesem Jahrhundert rasch zu riesenhafter Größe und Stärke herangewachsene Macht« bezeichnet: das »Zeitungswesen«. Dieses lebe durch akademisch gebildete Schreiber und habe zugleich an der Universität als »oberster Gerichtshof der Nation in Sachen des Geistes« seine Schranke. ⁴³ Ob und wie weit die Universität ohne Zwischenschaltung des Journalismus im 19. Jahrhundert tatsächlich die Meinungsbildung beeinflussen konnte, ist vermutlich kaum allgemein zu klären. Daß es unleugbare Übergänge und Zusammenhänge zwischen den Milieus der Akademiker und der freien Schriftsteller gibt, hat in Deutschland auch mit der Tatsache zu tun, daß allzu kritischen Geistern keine Universitätskarriere möglich war, wie etwa das Beispiel von Arnold Ruge zeigt, dem Herausgeber der *Hallischen Jahrbücher*. ⁴⁴

Wenn also die Partizipation der Philosophiedozenten über die Grenzen der alma mater hinaus an der kulturell und geistig interessierten, manchmal auch politisch engagierten Öffentlichkeit nicht zu leugnen ist, so steht damit noch nicht fest, wie solche institutionell vermittelte Wirkung das verändert, was Philosophie heißt. Es ist auf jeden Fall ein Indiz der Situation der Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts, daß sich die Professionalität des akademischen Tuns ausbildet, die Bezogenheit auf das allgemeine gesellschaftliche Leben darum jedoch nicht schwächer wird. Von dieser Situation sind auch die Kon-

⁴² J. Verweyen, »Die Aufgabe der Universitätsphilosophie«, in: Die Tat 1 (1909), Heft 9, S. 499. Daß die Universitätsphilosophen dem »Lebensproblem« kein Interesse entgegenbrächten, war Verweyens Hauptthese (S. 503).

⁴³ Johann Josef Ignaz von Döllinger, Die Universitäten einst und jetzt, München 1867, S. 50.

⁴⁴ Vgl. Ruges »Vorwort zum Jahrgang 1841« seiner Zeitschrift und den Brief Ruges an Karl Rosenkranz vom 17. 11. 1839 mit der Schilderung seines Austritts aus der Philosophischen Fakultät der Universität Halle, beide abgedruckt in: Heinz und Ingrid Pepperle (Hg.), Die Hegelsche Linke. Dokumente zu Philosophie und Politik im deutschen Vormärz, Leipzig 1985, S. 200–211, bes. 210 und S. 786–791.

flikte um einzelne Dozenten geprägt, selbst wenn sie eine offenbare Bedeutung im tagespolitischen Sinn besitzen wie etwa die Auseinandersetzungen der späten 1840er Jahre in Deutschland. Sie erhöhten die Spannung zwischen dem Selbstbild der Abgehobenheit von der Gesellschaft, in das sich der Universitätsphilosoph als Fachvertreter durch seine Spezialisierung innerhalb der Universität geflüchtet haben mag und das er mittels der eigentümlichen Macht wissenschaftlicher Sprache aufrechterhält, zu den »Gegenständen« seiner Rede, etwa christlichen Glaubensgrundsätzen oder biblischen Interpretationen. Wenn der Religionskritiker Bruno Bauer im 19. Jahrhundert erfahren muß, daß er »zu weit« gegangen war in dem, was er sagte, dann wird mit seiner Entlassung dieser Konflikt offensichtlich. Zugleich aber gibt es eine Tiefendimension dieses Spannungsfeldes, von der man eine Ahnung erhält, wenn man Bauer selber zuhört, der seinen eigenen Wagemut, aus dem Hörsaal die Welt anzusprechen, so benennt: »Es ist auf jeden Fall ein sehr böser Dämon, der mich jedesmal ergreift, wenn ich das Katheder besteige, und ich bin so schwach, daß ich ihm unbedingt nachgebe.«⁴⁵

Die Metaphorik des ergriffenen Redners sagt viel über den Charakter der Rede, die ein Akademiker hält, und deutet an, daß der Anspruch zu bilden, wahrzusagen und geistig zu führen – was auch immer der Institution Universität unterstellt werden kann – eine Psychologie, eine Soziologie und eine historische Wissenschaft herausfordert, die jeweils weit über das hinausgreifen müssen, was ereignishaft manifest ist. Wenn Bauer die Lehrbefugnis verlor, weil seine Religionskritik den kirchlichen und staatlichen Autoritäten zu direkt mit der durchgesetzten *communis opinio* konfliktierte, dann bedeutet das auch, daß gleichsam religiöse Erwartungen und politische Ansprüche die Universität grundlegend formen, und zwar jederzeit, auch und gerade in Epochen der Konfliktfreiheit.

Es ist diese Dimension der Erwartung, des Bedürfnisses und des Interesses, welche jede philosophische Rede im Innern der Universität zu einem komplexen Ereignis macht, welche aber darüber hinaus auch die Struktur mitbestimmt, wodurch solche Ereignisse präfiguriert werden. Anerkennung, Bestätigung und Kritik wird dem Universitätsphilosophen eben nicht nur aus Gründen zuteil, deren Rationalität er selbst einsieht, sondern auch aus Gründen, die der Situation seiner Rede geschuldet sind. Es verschwindet im oben skizzierten dritten Stadium einer Genealogie der Universitätsphilosophie die Eindeutigkeit, mit der sie sich selbst verorten kann. Historisch gesehen, ist Universitätsphilosophie

⁴⁵ Bruno Bauer über seine »Lästerungen auf dem Katheder«, die ihm 1842 die Universitätskarriere kosteten, in einem Brief an Arnold Ruge vom 6.12.1841. Zitiert nach Pepperle (Hg.), *Die Hegelsche Linke* [Anm. 44], S. 831.

ein Name für ein Konglomerat von Beziehungen und praktisch realisierten Verhältnissen im Kongruenzbereich von Wissenschaft und Gesellschaft, keine Bezeichnung eines einfachen Gegenstands.

3. Zur Bedeutung des Ausdrucks »Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts«

Wenn in der Genealogie der Universität die Universitätsphilosophie zuletzt als universitäre Fachwissenschaft erscheint, die zugleich sich selbst mit dem allgemein-literarischen und enzyklopädisch-systematischen Bild der Philosophie identifiziert, dann ist das Zusammenfallen dieser Ideologie mit jener Genealogie die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks »19. Jahrhundert«. Es handelt sich bei der Analyse der Universitätsphilosophie also sowohl darum, die institutionelle Verankerung und die damit einhergehende Tätigkeit in Lehre und Forschung zu beschreiben, als auch darum, Wertschätzung und Idealisierung der Philosophie als ein Produkt eben jener Verankerung zu verstehen. Im 19. Jahrhundert trifft man zum ersten Mal beides zusammen an, was bis heute nicht mehr getrennt behandelt werden kann, ohne einer simplen Projektion oder einem kruden Positivismus aufzusitzen. Das 19. Jahrhundert ist somit das Synonym für einen Problemzusammenhang, den zu respektieren es verbietet, die Universitätsphilosophie allein aus der Universitätsgeschichtsschreibung oder allein aus der Philosophiegeschichtsschreibung zu thematisieren.

Forschungspraktisch bedeutet dies, daß beide Historiographien parallelisiert bzw. kombiniert werden müssen, um diesen Problemzusammenhang in analysierbarer Dimension zum Gegenstand machen zu können. Drei Orientierungsgrößen sind im folgenden maßgeblich, um »die Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts« zu bestimmen. Erstens die universitätshistorisch aufweisbare Kontinuität, die sich an der nur wenig veränderten Erscheinungsweise der Bildungsinstitutionen im 19. Jahrhundert ablesen läßt, aber auch am nur geringfügig modifizierten Status der Universität in Hinblick auf Erziehung, Wissenschaft und die Gesellschaft insgesamt. Die Feststellung einer solchen Kontinuität läßt sich vor allem für die deutschen Länder und die Anfangsphase des Deutschen Reiches behaupten, mit gewissen Modifikationen auch für England und Frankreich. Zweitens wird »das 19. Jahrhundert« ausgezeichnet durch eine philosophiehistorisch offenbare Aktualität, drittens durch eine vorher nicht bestehende Dokumentenlage; neue Quellen öffnen einen erweiterten Forschungsbereich und erlauben neue Erkenntnisse über die durch Universitätsgeschichte und Philosophiegeschichte geförderten Ergebnisse hinaus. In allen drei Rücksichten kann »die Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts« als ein

historischer Zusammenhang behandelt werden, dessen Ende überdies offen ist und bis in unsere Zeit reicht.

Die aus diversen einzelgeschichtlichen Forschungen erudierbare Kontinuität der Institution Universität ist im Grunde nicht weiter erstaunlich und widerspricht auch nicht den Epochenkriterien der allgemeinen Geschichtswissenschaft. Hier ist das 19. Jahrhundert ein Zeitraum, den man politisch und mit Blick auf ganz Westeuropa vom Wiener Kongreß 1815 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 eingrenzen kann. Das umreißt zugleich eine Epoche relativer politisch-sozialer Stabilität, die in Europa vor 1815 nicht gegeben war. Wenn diese Feststellungen noch vage sind und angesichts von Revolutionen und Kriegen einer Reihe von Einwänden ausgesetzt sein können, so sprechen die institutionsgeschichtlichen Daten eine ganz und gar eindeutige Sprache. Sie belegen die Kontinuität und stützen ebenfalls den Beginn der Epoche erst nach dem Wiener Kongreß, denn erst ab dem zweiten Jahrzehnt funktionieren in Deutschland, aber auch in Frankreich, die Universitäten regulär. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts litten sie unter starkem Studentenmangel und gerieten während der Napoleonischen Kriege in Verfall.

Das Jahr 1900 bedeutet in dieser Epochenansicht ebensowenig einen Einschnitt wie das Jahr 1800. Denn die neunzehn ab 1818 in Deutschland bestehenden Universitäten bleiben bis über die Schwelle zum 20. Jahrhundert hinaus unveränderte und feste Größen der staatlichen Erziehungspolitik und der Wissenschaftsentwicklung. In Deutschland gibt es, trotz starker Steigerung der studentischen Frequenz ab den 1870er Jahren und der Neugründung der Universität Straßburg, erst zu Beginn des Ersten Weltkriegs einen institutionellen Einschnitt in der Geschichte der Universitäten, als 1914 in Frankfurt am Main die erste Universität des neuen Jahrhunderts eröffnet wird, der rasch weitere folgen. Ein Merkmal des 19. Jahrhunderts ist neben dieser institutionellen Stabilität in Deutschland auch die Tatsache, daß bereits in der ersten Hälfte das Abitur als Hochschulzugangsberechtigung durchgesetzt wurde. Die Universitäten prüften ihre Studenten nicht mehr selbst durch Eingangsexamina, akzeptierten allerdings neben den qualifizierten Schulabgängern auch solche ohne Hochschulreife, besonders aus dem Ausland.⁴⁶ Im Gegensatz zum 18. Jahrhundert steht im stark verschulden Deutschland auch der Umstand, daß die Erstsemester mit im Durchschnitt 19–20 Jahren (statt 16–17) älter als zuvor und auch älter als in England und Frankreich sind. Aufbauend auf ein in der Schule erworbenes Wissen vor allen in geisteswissenschaftlichen bzw. philologischen Disziplinen bieten die Philosophen innerhalb der Philosophischen Fakultät ihre Lehrveranstaltungen an, oft in der Absicht auf eine allgemeine wissenschaftliche

⁴⁶ Vgl. Ringer, *Die Gelehrten* [Anm. 31], S. 39.

Orientierung, ohne zu einem eigenen berufsqualifizierenden Abschluß zu führen.⁴⁷ Aus den Universitätsgeschichten läßt sich querschnittartig festhalten, daß die institutionalisierte Philosophie keine strukturelle Modifikation erfuhr.⁴⁸ So kann man der historischen Untersuchung der Universitätsphilosophie dieselbe Prämisse wie der historisch-soziologischen voranstellen, nämlich daß ganz offensichtlich die Gemeinsamkeiten der Universitätsphilosophen im 19. Jahrhundert größer sind als das, was sie trennt.⁴⁹

Ein weiteres Element der universitätsphilosophischen Kontinuität des 19. Jahrhunderts drückt sich in der Tatsache einer beständigen Polemik gegen sie aus. Die deutschen Universitäten wurden bereits im 19. Jahrhundert als eine bedeutende und zugleich gefährliche Institution anerkannt. Schopenhauers Attacke von 1851 gegen einen vom Kathedervortrag geprägten Umgang mit der Philosophie und Nietzsches Ärger über die Staatsphilosophen sind nur die bekanntesten Einwände. Daß die Universitätsphilosophie bis heute dem Vorwurf des Verrats am philosophischen Denken ausgesetzt wird, ist ein Beleg ihrer Bedeutung für dieses Denken und dessen »freie« Formulierung. Auch Spott und Satire können als ein solcher Beleg gelten, der ebenfalls bereits im 19. Jahrhundert vorliegt, als man sich auf literarische Weise vornehmlich über einzelne Philosophen mockierte.⁵⁰ Wie aus der Geschichte der Universitäten, so läßt sich auch aus der Geschichte der Kritik der Universitätsphilosophie der letzten gut hundertfünfzig Jahre keine grundsätzliche Veränderung der Situation erkennen. Die Philosophen der Universität sind in der Form ihrer Tätigkeit an die Unveränderlichkeit der Institution gebunden (was nichts über den Inhalt ihrer Beschäftigung sagt oder ihre Auseinandersetzungen leugnet). Von heute aus die Tür zum 19. Jahrhundert aufzustoßen, führt, institutionell gesehen, nur auf einen anderen Teil desselben Raumes.

Philosophiehistorisch wird das 19. Jahrhundert heute nicht als Zeitalter der Institutionalisierung thematisiert, sondern als eine komplexe Gestalt systemati-

⁴⁷ Die Philosophie gehörte als Universitätsfach in Deutschland nicht zu den lehrerbildenden Fächern. Allerdings waren einige philosophische Lehrveranstaltungen für Lehramtsstudenten prüfungsrelevant. Philosophieprofessoren dominierten bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts die Lehrer-Prüfungskommissionen und zogen entsprechend viele Lehrerstudenten in ihre Vorlesungen. Vgl. Uwe Meves, »Wir armen Germanisten ...«. Das Fach deutsche Sprache und Literatur auf dem Weg zur Brotwissenschaft«, in: *Wissenschaft und Nation* [Anm. 7], S. 165–193.

⁴⁸ Vgl. dazu Klaus C. Köhnke, »Institutionelle Formen der Philosophie«, Abschnitt »19. und 20. Jahrhundert: Deutschland«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. J. Ritter und K. Gründer, Bd. 7, Basel 1989, Sp. 832–846.

⁴⁹ Vgl. Jean-Louis Fabiani, *Les philosophes de la république*, Paris 1988, S. 43.

⁵⁰ Vgl. Jenny Gehrs, *Komische Philosophie – philosophische Komik. Philosophische Komödien und satirische Kritik der Philosophie im 19. Jahrhundert*, Heidelberg 1996. Gehrs behandelt über zwanzig Satiren.

scher Entwürfe, thematischer Debatten und theoretischer Entwicklungen angesehen. Die Kritik an der Universitätsphilosophie und die ihr implizite Problematisierung des Verhältnisses von Universität und freiem Denken hat im heutigen philosophischen Selbstverständnis kaum Spuren hinterlassen, vielmehr werden im Rückblick auf die moderne europäische Philosophie deren soziale und institutionelle Bedingungen ignoriert.⁵¹ Gegenwärtige Interessen greifen ohne Thematisierung der Situation des philosophischen Tuns auf dessen literarische Produktion zurück. Philosophiehistorisch herrscht der Gesichtspunkt der Aktualität, der gedanklichen Nähe zu heutigen philosophischen Fragestellungen. Das zeigt sich darin, daß akademischen Lehrern und universitären Außenseitern durchaus ähnlicher Rang zugesprochen werden kann. Die Philosophieprofessoren Hegel, Wundt und Dilthey stehen den Nicht-Philosophieprofessoren Nietzsche, Marx und Kierkegaard zur Seite, um nur einige sehr bekannte Namen zu nennen. Das Bewußtsein der gegenwärtigen Universitätsphilosophen setzt den »Philosophen« über den »Professor der Philosophie« und instauriert so einen auf der Grundlage literarischer Produktion generierten Wertekanon ohne Rücksicht auf die Bedingungen seiner Entstehung.⁵²

Entsprechend werden die philosophiehistorischen Zäsuren des 19. Jahrhunderts in zeitlicher Nähe zu den Werken der kanonisierten großen Denker plaziert. Dabei spielt die Philosophie des deutschen Idealismus eine markante und markierende Rolle. Philosophiegeschichtlich wird für Deutschland allgemein ein »Beginn« des 19. Jahrhunderts mit dem Tod Hegels oder kurz vorher für plausibel gehalten.⁵³ Das Ende des letzten großen Systems idealistischer Prägung markiert eine Art krisenhaften Einsatzes einer in viele Richtungen verzweigten philosophischen Arbeit. In so gut wie allen neueren Darstellungen der Philosophiegeschichte des 19. Jahrhunderts spielt die Auseinandersetzung mit der idealistischen Philosophie die Rolle eines organisierenden Prinzips.⁵⁴ Die Epoche von Hegel bis zum Ersten Weltkrieg oder bis zum Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft stellt offenbar eine gewisse »Einheit der Uneinheitlichkeit« auch für die philosophische Entwicklung dar.

⁵¹ Die Rede ist hier von überblicksorientierten Lehrbuch-Philosophiegeschichten, nicht von der philosophiehistorischen Forschung.

⁵² Vgl. Fabiani, *Les philosophes de la république* [Anm. 49], S. 87–97 (»Le philosophe et le professeur«).

⁵³ Vgl. Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831–1933*, Frankfurt am Main 1983, und Ferdinand Fellmann (Hg.), *Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. Positivismus, Linkshegelianismus, Existenzphilosophie, Neukantianismus, Lebensphilosophie* (rowohlt enzyklopädie), Reinbek 1996.

⁵⁴ Vgl. den programmatischen Titel bei Wolfram Högerebe, *Deutsche Philosophie im 19. Jahrhundert. Kritik der idealistischen Vernunft*, München 1987.